Der Wutach entlang

Geologie, Naturschutz, Volkskunde, Lebensraum

Neujahrsblatt der
Naturforschenden Gesellschaft
Schaffhausen
Nr. 52/2000

Ein Zug der Sauschwänzlebahn
überquert die Wutach
beim Weiler Kehrtunnel.

Neujahrsblatt

der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen

52/2000

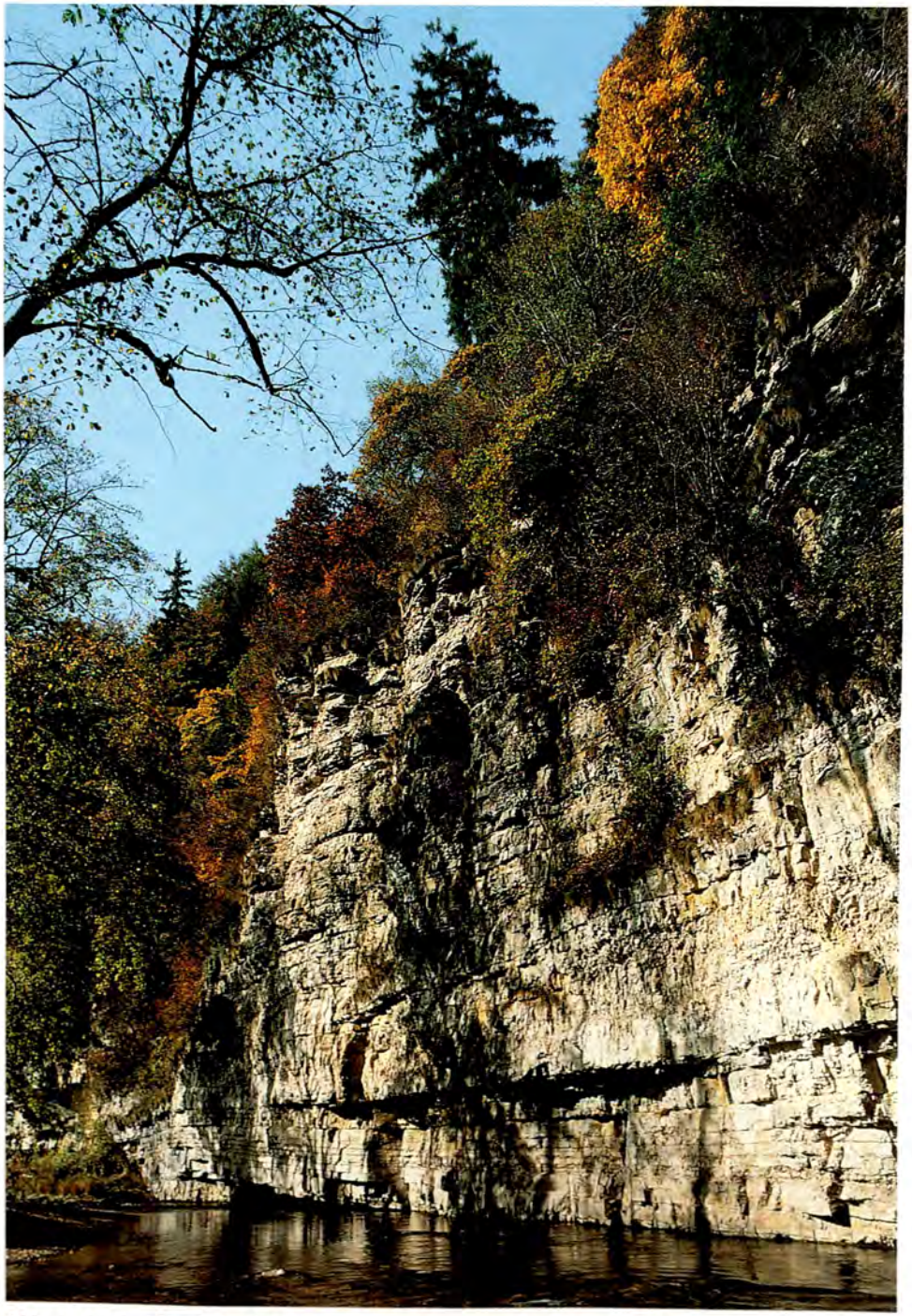

Abb. 1: Steile Muschelkalkfelsen prägen grosse Teile der Wutachschlucht.

Der Wutach entlang

Geologie, Naturschutz, Volkskunde, Lebensraum

Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
Nr. 52/2000

Naturforschende Schaffhausen (NGSH), gegründet 1822

In unserer Vereinigung mit über 500 Mitgliedern sind alle naturkundlich interessierten Personen herzlich willkommen.

Mit unseren Aktivitäten wollen wir das Interesse an den Naturwissenschaften fördern; die Ziele des Naturschutzes sind darin eingeschlossen. Das Jahresprogramm enthält Vorträge und Besichtigungen im Winterhalbjahr und Exkursionen im Sommer. In den Neujahrsblättern und den Mitteilungen der NGSH erscheinen naturwissenschaftliche Arbeiten, die hauptsächlich unsere Region betreffen. Diese Veröffentlichungen erhalten unsere Mitglieder gratis. Die Gesellschaft unterhält eine Fachgruppe für Astronomie zur Betreuung der Sternwarte auf der Steig und verschiedene Sammlungen.

Interessenten für eine Mitgliedschaft können sich bei unten stehender Adresse melden. Der Mitgliederbeitrag beträgt pro Jahr Fr. 40.–, für Schüler und Studenten Fr. 20.–.

Postadresse der Gesellschaft:
NGSH, Präsident Dr. Erich Hammer, Postfach 432, 8201 Schaffhausen
PC 82-1015-1

Impressum:

REDAKTION:
Dr. Bernhard Egli, Etzelstrasse 15, CH-8200 Schaffhausen
Bruno Schmid, Hans-Georg Bächtold, Willi Bächtold, Max Baumann

AUTORIN UND AUTOREN:
Regina Franke, hauptamtliche Naturschutzwartin des Landkreises Waldshut für die Naturschutzgebiete Wutachschlucht und Wutachflühen, Bonndorf
Max Baumann, Journalist, Präsident der Randenvereinigung Schaffhausen, Schaffhausen
Alfred Huber, Dr. Forstingenieur, Schaffhausen
Jean-François Matter, Professur für Wald- und Holzforschung, ETH-Zentrum, Zürich
Willi Bächtold, Lokalhistoriker, Präsident des Vereins für Heimatkunde Schleitheim, Schleitheim
Roland Cadario, Leiter des Elektrizitätswerks Hallau, Hallau
Wolf Pabst, Leiter Gewässerdirektion südlicher Oberrhein/Hochrhein, Bereich Waldshut-Tiengen, Waldshut
Johannes Ortlepp, HYDRA, Institut für angewandte Hydrobiologie, Konstanz

FOTOS:

Max Baumann, Schaffhausen:	Abb. 7, 9, 10, 12, 13, 16, 18, 19, 20, 22, 23, 24, 25, 26, 28, 29, 31, 32, 33, 38, 39, 40, 41, 43, 44
Theodor Engelhart, Stühlingen:	Titelbild
Gewässerdirektion südl. Oberrhein/Hochrhein, Bereich Waldshut-Tiengen:	Abb. 42
Manfred Geisenhof, Karlsbad:	Abb. 1, 4, 5, 6, 8, 14, 45
Alfred Huber, Schaffhausen:	Abb. 21

GESTALTUNG:
Richard V. Stegmann

SATZ, UMBRUCH UND DRUCK:
stamm+co Grafisches Unternehmen, CH-8226 Schleitheim

FARBLITHOS:
Primoscan Baumann, CH-8200 Schaffhausen

Auflage 2000 Exemplare

©1999 by Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen

Gedruckt in der Schweiz auf chlorfrei gebleichtes Papier

ISBN 3-9520515-6-x

Inhaltsverzeichnis

	Seite
In der Schlucht und am Unterlauf Einleitung	1
Das obere Wutachtal – **Wutachschlucht und Wutachflühen** Regina Franke	3
Josef Victor Scheffels Ausruhnest Max Baumann	21
Die abenteuerliche Geschichte der «Sauschwänzlebahn» Max Baumann	25
Das Auenwaldreservat an der Schleitheimer Seldenhalde Alfred Huber	31
Untersuchungen der ETH im Auenwaldreservat Jean-François Matter	37
Der «Wiizemersteg» – Zerstörungen und Wiederaufbau Willi Bächtold	43
Wie Gips- und Kalkmühlen zu Industriebetrieben wurden Max Baumann	49
Kraftwerk Wunderklingen Roland Cadario	55
Der fischereiliche Hegeplan für die Wutach Johannes Ortlepp	61
Als Flussbauer an der Wutach Wolf Pabst	69
Untere Wutach: Raumplanerischer Ansatz zur Gewässerentwicklung Wolf Pabst	77
Jugenderinnerungen eines Wanderers in der Wutachschlucht Max Baumann	83

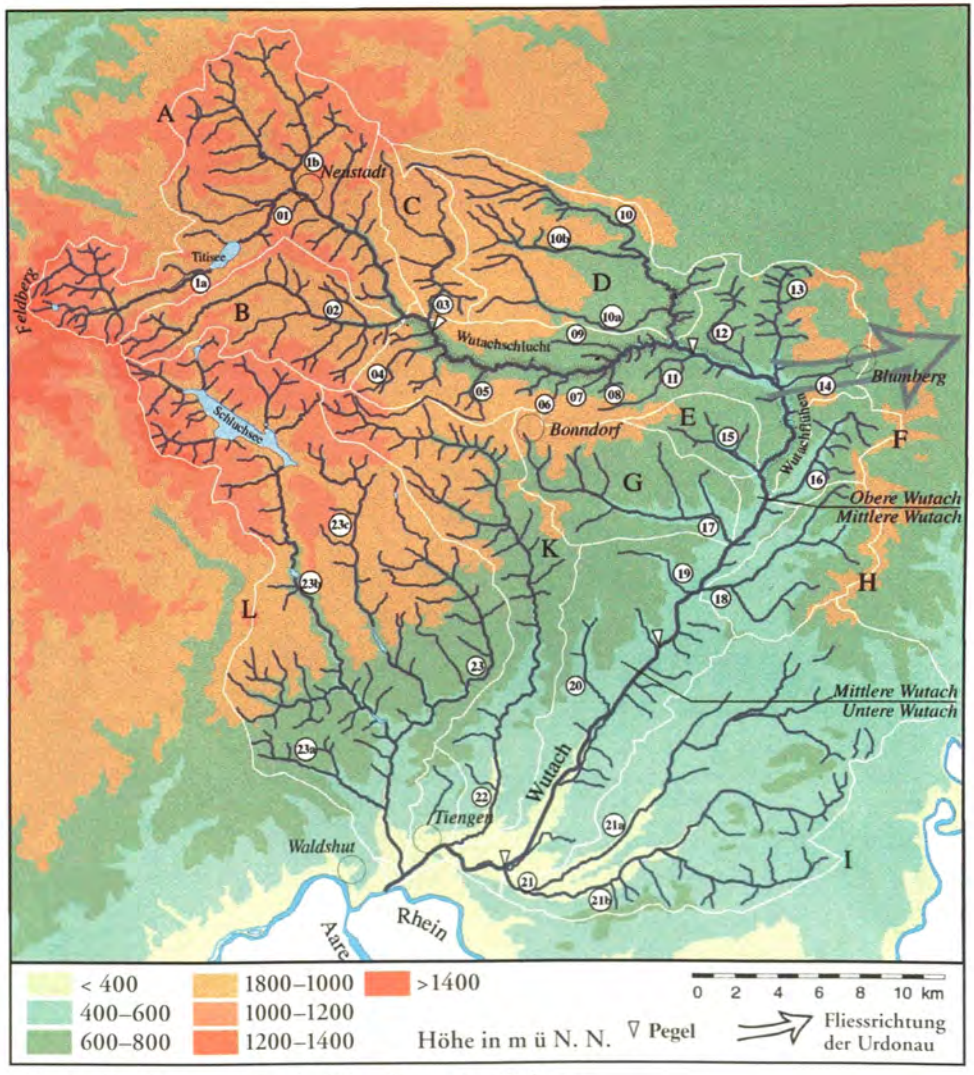

Abb. 2: Das Einzugsgebiet der Wutach mit den Zuflüssen

obere Wutach:
01 Gutach
1a Seebach
1b Langen-nordnach
02 Haslach
03 Rötenbach
04 Reichenbächle
05 Lotenbach
06 Tannegerbach
07 Wutachgraben
08 Immenloch-graben
09 Hirschgraben
10 Gauchach
10a Tränkebach
10b Mauchach
11 Gänsbach
12 Aubach
13 Krottenbach
14 Schleifenbach
15 Weilergraben

mittlere Wutach:
16 Kommebach
17 Ehrenbach
18 Zwerenbach
19 Weilerbach

untere Wutach:
20 Mauchenbach
21 Kotbach
21a Klingengraben
21b Schwarzbach
22 Steina
23 Schlücht
23a Haselbach
23b Schwarza
23c Mettma

In der Schlucht und am Unterlauf – Einleitung

Der Quellbach der Wutach entspringt 1440 Meter über Meer am Feldberg und durchfliesst als «Seebach» den Feldsee und den Titisee. Von da an trägt das Flüsschen den Namen Gutach, bis es sich 30 Kilometer weiter talwärts mit der Haslach zur Wutach vereinigt. Härtere und weichere Gesteinsschichten durchstossend, hat sich die Wutach ihre 25 Kilometer lange Schlucht gegraben, die bei der Wutachmühle in offenes Land mündet. In Achdorf verlässt sie die zur Donau eingeschlagene Richtung in einem scharfen Bogen nach Süden und windet sich im Muschelkalk der Wutachflühen abermals durch eine Schlucht. Nach Grimmelshofen bildet sie für einige Kilometer die Grenze zwischen dem Land Baden-Württemberg und dem Kanton Schaffhausen, fliesst dann weitgehend begradigt durch immer grössere Ortschaften und mündet nach rund 90 Kilometern Lauf bei Waldshut in den Rhein.

Diesen Fakten will das vorliegende Neujahrsblatt Leben einhauchen. Eine kompetente Fachfrau, sieben engagierte Autoren und mehrere Fotografen von beiden Seiten der Landesgrenze zeichnen Bilder eines Flusses, den die Menschen von jeher sowohl fürchteten wie bewunderten. Gefürchtet waren die siedlungsfeindlichen Hochwasser, die die weibliche Wutach periodisch in einen männlichen Wüterich verwandelten. Dieses Ungestüme aber weckte schon früh das Interesse der Wissenschaft. Wie war es dazu gekommen, dass die «Urwutach» der «Feldbergdonau» das Wasser abgrub und sich dem Rhein zuwandte? Und wann geschah das? Heute wissen wir, dass die Umlenkung nicht 70 000 Jahre zurückliegt, wie einst angenommen, sondern «erst» vor etwa 20 000 Jahren am Ende der letzten Eiszeit begann, und dass die Entwicklung keineswegs abgeschlossen ist.

Doch dieses Heft ist kein Geologieführer. Es erzählt alte Sagen von wüsten Rittern und Frauenraub, schildert die Eigenart der Naturschutzgebiete und lässt uns teilhaben an der denkwürdigen Entstehung der Strategischen Bahn. Am Wutach-Mittel- und -Unterlauf erhalten wir Einblick in die Anfänge der Industriealisierung, und schliesslich werden wir konfrontiert mit den zähen Bemühungen um die Hebung der Restwasserabflüsse bei den Wutach-Stauwehren und die Renaturierung kanalisierter Flussstrecken.

Der Schutzgedanke zieht sich wie ein roter Faden durch die Beiträge der Autoren. Wenn jedes Jahr gegen 100 000 Wanderer die Wutachschlucht

besuchen, spricht das zwar für die Faszination der zernagten Felsschründe und der botanischen Vielfalt, führt aber zu einer Belastung dieses sensiblen Gebietes. Das Problem kann und soll nicht durch Verbote gelöst werden, sondern durch Aufklärung, die den Respekt vor der Natur in den Mittelpunkt stellt.

Das Neujahrsblatt 2000 wurde von der Randenvereinigung Schaffhausen – der kleinen Schwester des Schwarzwaldvereins – im Auftrag der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen gestaltet. Die Redaktionskommission wünscht allen Bewunderern und Bewohnern des einzigartigen Wutachtals viel Gewinn und Vergnügen bei der Lektüre.

Max Baumann, Präsident der Randenvereinigung; Bruno Schmid, Redaktionskoordinator, Kreisforstmeister; Hans-Georg Bächtold, Kantonsplaner Basel-Land; Willi Bächtold, Lokalhistoriker in Schleitheim.

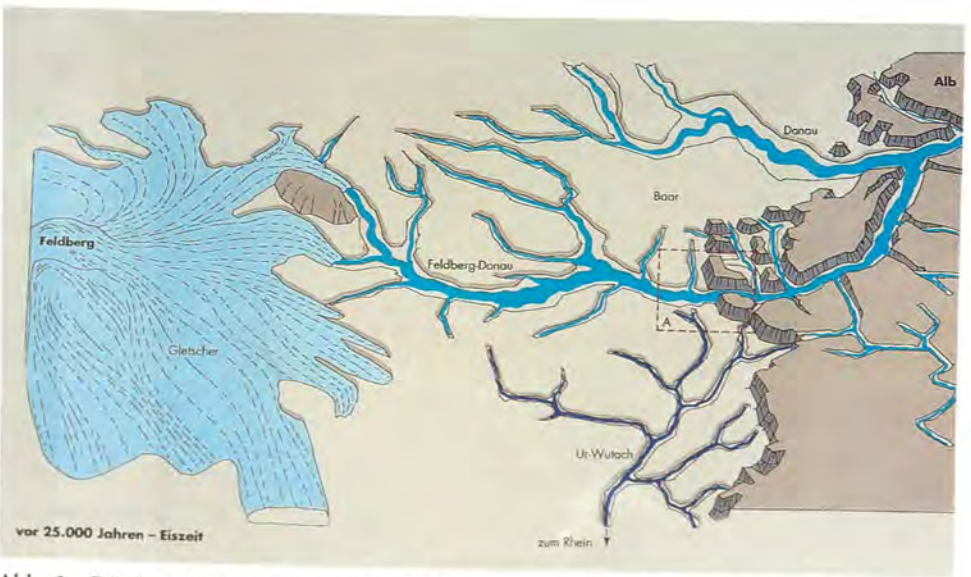

Abb. 3: Die Landschaft im Osten des Feldbergs vor der Wutachumlenkung vor etwa 25000 Jahren.

Das obere Wutachtal – Wutachschlucht und Wutachflühen

Regina Franke

«Der eigenartigste Fluss unserer Heimat ist die Wutach» (F. Hockenjos) – «Die Wutachschlucht ist ein Naturphänomen allerersten Ranges» (E. Liehl). Solche und ähnliche begeisterte Äusserungen von Kennern des Gebiets sind keine Seltenheit. Immer mehr Menschen werden neugierig auf die einzigartige Wildflusslandschaft, die in weiten Teilen wegen ihrer Ursprünglichkeit, ihrer erdgeschichtlichen und geologischen Besonderheiten und als Lebensraum seltener Tier- und Pflanzenarten unter Schutz steht.

«Die Wutachschlucht» – mit diesem Begriff ist die rund 30 km lange Strecke entlang des Flusslaufs zwischen Neustadt im Westen und der Wutachmühle im Osten gemeint. Hier finden wir eines der ältesten und wertvollsten Naturschutzgebiete Baden-Württembergs: seit Juli 1939 ist das Gebiet unter dem Namen «Wutachschlucht-Gauchachtal» unter Schutz gestellt. 1989 wurde das Naturschutzgebiet auf heute 950 ha erweitert, indem Seitentäler wie z. B. das der Haslach oder die Rötenbachschlucht mit einbezogen wurden.

Die etwa 3 km lange und 150 m in die Hochflächenlandschaft eingetiefte «Untere Wutachschlucht», besser bekannt unter dem Namen «Wutachflühen», stellt ein eigenständiges Naturschutzgebiet dar. Der eigentümliche Name leitet sich vom alemannischen «fluh, flüe» = Felswand her, eine treffende Bezeichnung für die abgelegene, noch relativ unberührte Schlucht mit ihren steilen Felshängen. Im September 1979 wurden die Wutachflühen wegen ihrer Eigenart und Schönheit zum Naturschutzgebiet erklärt. Dieses umfasst ein ca. 374 ha grosses Gebiet, das sich beidseits der Wutach südlich des «Wutachknies» bei Achdorf erstreckt.

Geschichte einer urtümlichen Landschaft

Was macht nun die Wutach so einzigartig? Warum wird der Schutzwürdigkeit und der Schutzbedürftigkeit dieses Gebiets ein so hoher Rang beigemessen? Um dies zu verstehen, muss man ein wenig in der Entwicklungsgeschichte dieses Flusstals forschen.

Versetzen wir uns 25 000 Jahre zurück in die letzte Eiszeit: Die Hochlagen des Südschwarzwaldes lagen unter einer dicken Eisschicht, die ihre Gletscherzungen weit nach Osten streckte. Das Schmelzwasser floss als so genannte «Feldberg-Donau» gemächlich durch die Blumberger Pforte zwischen Eichberg und Buchberg. Vor ca. 15 000 bis 20 000 Jahren wurde die Feldberg-Donau von der gefällsstarken Ur-Wutach angezapft, brach aus ihrem alten Flussbett aus und stürzte, dem stärkeren Gefälle folgend, nach Süden zum Hochrhein. So entstand der heutige, auf der Landkarte merkwürdig anmutende Lauf der Wutach mit dem ausgeprägten Flussknie bei Achdorf. Nach ihrer Ablenkung tiefte die Wutach ihr neues Bett in gewaltiger Erosionsleistung bis 180 m unter den alten Talboden ein und räumte dabei ca. 2 Milliarden m^3 Gestein aus.

Selbst heute ist die Entwicklung noch nicht abgeschlossen: Durch Erosion, Überschwemmungen, Hochwasser verändert der unverbaute Wildfluss weiterhin das Gesicht der Landschaft – die Wutach kann also durchaus ein «wütendes Wasser» sein! Den Namen erhält der Fluss übrigens erst nach dem Zusammentreffen der Gutach (dem «guten Wasser») mit der Haslach unterhalb von Lenzkirch.

Ihre eigentliche Flussquelle hat die Wutach im Feldbergmassiv, wo sie, nachdem Wasseradern, die den Feldsee speisen, diesen als Seebach wieder verlassen, in den Titisee mündet und schliesslich als Gutach weiterfliesst.

Wanderung durch Jahrmillionen

Wer im Naturschutzgebiet Wutachschlucht wandert, tritt eine abwechslungsreiche Reise durch fast 400 Millionen Jahre auf nur etwa 30 km Wanderstrecke an. Die Wutach schneidet in ihrem Lauf wie in einem geologischen Lehrbuch fast alle Gesteinsschichten Südwestdeutschlands an. Aus der düsteren, engen Grundgebirgsschlucht mit Schwarzwälder Gneisen und Graniten fliesst sie über den auffallend rot gefärbten Bereich des Buntsandsteins (vgl. Name «Rötenbachschlucht») in die Muschelkalkschlucht. Hier findet man die hellen, steil aufragenden Felswände, die die meisten Wanderer mit «der Wutachschlucht» verbinden. Tatsächlich erinnern diese Bilder an einen kleinen «Canyon».

Etwa ab der Gauchachmündung gelangt der Fluss in die Keuperformation, für die sehr rutschfreudige Schichten typisch sind. Das Tal wird breiter und weniger schroff. Ausserhalb des Naturschutzgebietes schliesslich, nach der Wutachmühle, erreicht die Wutach noch die Juraschichten Lias und Dogger.

Abb. 4: Die Lotenbachklamm. Bei der Schattenmühle stürzt der Lotenbach über den Fels und fliesst in die Wutach.

Durch das Naturschutzgebiet Wutachflühen verläuft die südliche Grenze des so genannten Bonndorfer Grabens, der auch den Mittellauf der Wutach prägt. Es handelt sich hierbei um einen Jahrmillionen alten Einbruch der Erdkruste, der den Schwarzwald und Teile seines Vorlandes durchzieht. Nördlich dieses Grabens wird die Flüheschlucht aus Keuper, Lias und Dogger gebildet. Durch extrem rutschanfällige, tonige Schichten, insbesondere den Opalinuston, ist das Gelände ständig in Bewegung: eine Landschaft mit eigenartigen Buckeln, aber auch ausgedehnten Bergrutschen entsteht. Die schmale Ortsverbindungsstrasse zwischen Fützen und Achdorf fährt sich wie eine Buckelpiste: Nicht umsonst hat sich der Name «Wellblechsträssle» für diese Strecke eingebürgert.

Im Süden der Randenverwerfung des Bonndorfer Grabens tritt man in die Formation des Muschelkalks ein. Der grösste und vollständigste Naturaufschluss des gesamten Muschelkalks in Süddeutschland überhaupt wird uns hier in den Flühen präsentiert.

1200 Farn- und Blütenpflanzen

Die unterschiedlichen Gesteinsschichten, die die Wutach durchfliesst, führen nicht nur zu völlig verschiedenen Böden, sondern auch zu jeweils anderen Geländeformen. Diese Faktoren und hinzukommende besondere Klimaeinflüsse sind die Ursache für das bunte Mosaik an Klein- und Kleinststandorten, das wir vor allem in der Wutachschlucht vorfinden. Extrem trockene Standorte (z. B. an den besonnten Kalkfelsen) grenzen direkt an extrem feuchte oder nasse Standorte (z. B. in der Flussaue). So wird den unterschiedlichsten Pflanzengesellschaften ein Lebensraum geboten. Von den in Süddeutschland erfassten etwa 2800 Farn- und Blütenpflanzen kommen allein fast 1200 Arten im Bereich der Schlucht vor.

Die Naturschutzgebiete Wutachschlucht und Wutachflühen sind überwiegend bewaldet. Artenreiche Schluchtwaldgesellschaften prägen dabei massgeblich das Bild: An südexponierten Sonnenhängen findet man z. B. den Ahorn-Linden-Wald, in dem Baumarten wie Berg- und Spitzahorn sowie Sommerlinde auffallen. Am Boden deutet der Blaurote Steinsame (Lithospermum purpurocaeruleum) auf Wärme hin. Daneben finden sich aber auch Feuchtezeiger: In den warmen Abendstunden von Mai und Juni verströmt der Bärlauch (Allium ursinum) seinen aufdringlichen Knoblauchduft. Der Frühlingsbote Märzenbecher (Leucojum vernum) hat im Naturschutzgebiet Wutachflühen sogar landesweit bedeutsame Massenvorkommen.

Als weitere Kennarten dieser vielseitigen Waldgesellschaft seien beispielhaft, da besonders auffallend, noch der Seidelbast (Daphne mezereum) mit seinen stark duftenden, violettroten Blüten und der Türkenbund (Lilium martagon) genannt, ein seltenes Liliengewächs mit turbanartiger Blüte.

An besonders trockenen Felspartien sieht der aufmerksame Betrachter alpine Arten, die in der Wutachschlucht als Glazialrelikte auftreten: so z. B. das wie ein zu gross geratenes Gänseblümchen aussehende Alpen-Massliebchen (Aster bellidiastrum) oder die kleine Zwerg-Glockenblume (Campanula cochleariifolia).

Nordexponierte Schattenhänge oder auch Hangfüsse zeigen ein völlig anderes Vegetationsbild. Hier dominiert der Ahorn-Eschen-Schluchtwald mit Bergahorn und Bergulme als vorherrschende Baumarten. Aufgrund der hohen Luftfeuchte sind die Bäume oft bemoost und flechtenbehangen. Im Frühjahr blühen am Boden flächendeckend Märzenbecher (Leucojum vernum), Hohler Lerchensporn (Corydalis cava), das seltene Gelbe Windröschen (Anemone ranunculoides) und als Charakterpflanze der Schluchtwälder die auch als Silberblatt bekannte Mondviole (Lunaria rediviva). Die dekorativen, silbrig glänzenden Fruchtscheidewände dieser Pflanze haben ihr auch den volkstümlichen Namen «Judastaler» eingebracht. Die sehr seltene Hirschzunge (Phyllitis scolopendrium) schliesslich, ein Farngewächs mit langer zungenförmiger Gestalt, besiedelt im Schluchtwald feuchte Spalten in beschatteten Felslagen oder feuchte Hänge. Die Bestände dieser Art im Naturschutzgebiet Wutachflühen sind landesweit einzigartig.

Pestwurz und Springkraut

In der Talsohle der Wutach schliesslich stockt der Grauerlenwald, ein typischer Auenwald. An seinen Rändern, dort, wo bereits das Mittelwasser des Flusses eine Rolle zu spielen beginnt, entfalten ganze Herden von Pestwurz (Petasites hybridus; Petasites albus) ihre riesigen, rhabarberähnlichen Blätter. Noch weiter zur Wutach hin ist das Rohrglanzgras (Phalaris arundinacea) bestandesbildend.

Trotz des sehr hohen Waldanteils in den Naturschutzgebieten Wutachschlucht und Wutachflühen sind die nur eine ganz geringe Fläche einnehmenden Wiesen sehr wichtig. Ökologisch stellen sie nämlich eine immense Strukturbereicherung dar. Ihre gezielte Offenhaltung durch Pflegemassnahmen wird daher aus Artenschutzgründen im Auftrag der Bezirksstelle für

Abb. 5 (ganz oben): Pestwurz

Abb. 6 (Mitte): Pfingstnelke

Abb. 7 (links): Farn

Von den 2800 in Süddeutschland erfassten Farn- und Blütenpflanzen kommen fast 1200 Arten im Bereich der Wutachschlucht vor.

Naturschutz und Landschaftspflege (BNL) Freiburg durchgeführt. Dies gilt besonders für die artenreichen Magerrasen, wie sie vor allem auf Silikatgestein der Schlucht zu finden sind: Hier blühen die alte Heilpflanze Arnika (Arnica montana) und der auch als «Ramsele» bekannte Flügelginster (Genista saggitale). Auch die Bärwurz (Meum athamanticum) fällt hier auf.

Auf schattigen, frischen Standorten im Kalkgebiet sind die Wiesen wüchsiger: Die blau blühende Kleine Traubenhyazinthe (Muscari botryoides) oder die gelbe Trollblume (Trollius europaeus) sind hier zu sehen.

Ab dem Sommer bis in den Herbst hinein fällt vielen Schluchtwanderern eine auf allen Standorten verbreitete grosse (bis 2 m hohe) rotviolett blühende Pflanze auf: Es handelt sich um das Indische Springkraut (Impatiens glandulifera). Die auch als Balsamine bekannte einjährige Pflanze stammt ursprünglich aus dem Himalayagebiet und wurde erst vor wenigen Jahrzehnten erstmals in der Wutachschlucht festgestellt. Bis zu 2000 Samen schleudert sie aus den aufspringenden Fruchtkapseln (Name: «Springkraut») meterweit. Ihre Dominanzbestände verdrängen die standortgerechte Vegetation und tragen zudem nicht zur Uferbefestigung bei. Die beeindruckende Pflanze mit ihren hübschen Blüten ist daher eine sehr unerwünschte «Bereicherung» der Schluchtflora; ihre Ausbreitung vor allem auch über den Fluss selbst ist jedoch kaum aufzuhalten.

Wo der Feuersalamander kriecht

Das vielfältige Kaleidoskop an Standorten, das wir im Wutachgebiet vorfinden, bietet einer entsprechend arten- und individuenreichen Tierwelt Lebensraum. Zoologen schätzen ein Vorkommen von 10000 Arten an Wirbel-, Glieder- und Weichtieren. Bei über 90 Prozent der in der Schlucht lebenden Tiere handelt es sich um Insekten. Auffallend unter den Schmetterlingsarten sind z. B. der Grosse Eisvogel (Limenitis populi), einer unserer grössten Tagfalter, oder der Schwarze und der Rote Apollo (Parnassius mnemosyne und Parnassius apollo). Mit ein wenig Glück sind auch der nicht häufige Trauermantel (Vanessa antiopa) mit seiner samtbraunen, gelb gesäumten Oberseite oder der seltene Schwalbenschwanz (Papilio machaon) zu beobachten.

Auf den Pestwurzblättern fällt oft der Faulrüssler (Liparus glabrirostris) auf, der grösste bei uns vorkommende Rüsselkäfer. Gemeinsam mit verschiedenen Blattkäferarten und den kuriosen Haarschnecken (Trichia-Arten), deren Haus als Verdunstungsschutz dicht mit Kalkborsten besetzt

ist, durchlöchert er das grüne Blätterdach – so gelangt Licht auf den darunter liegenden Boden.

Unter den Amphibienarten, die allgemein im Wutachgebiet arten- und individuenmässig relativ gering vertreten sind, ist einer der typischsten und sicher auch bekanntesten «Funde» der Feuersalamander. Besonders nach starken Regenfällen sieht man ihn über die Wege im Talgrund kriechen.

Die Wutach bietet aber auch im Fluss selbst einen Unterwasserlebensraum, und das nicht allein für Fische. Viele Insektenlarven, wie z. B. Stein-, Eintags- und Köcherfliegenlarven, haben in Körperbau und Verhalten Anpassungen an das schnell fliessende Wasser entwickelt: extrem flache und stromlinienförmige Gestalt, Saugnäpfe und Haftplatten oder mit Steinchen beschwerte Gehäuse sind nur Beispiele des Erfindungsreichtums.

Die in der Wutach bereits ursprünglich heimische Bachforelle ist als sehr guter Schwimmer an die starke Strömung angepasst. Sie ist die häufigste Fischart der Wutach neben z. B. Regenbogenforelle, Schmerle, Groppe, Elritze und dem in der Roten Liste bedrohter Tierarten als «gefährdet» eingestuften seltenen Bachneunauge. Die Fischereiberechtigten der Interessengemeinschaft Wutach bemühen sich um den Erhalt einer gewässertypischen Fischfauna.

Refugium der Vogelwelt

Für Wanderer viel leichter zu beobachten als die im Wasser lebenden Tiere ist die Vogelwelt. An den Ufern der Wutach sieht man immer wieder einmal den fast storchengrossen Graureiher auf Nahrungssuche. Diese besteht übrigens nicht nur aus Fischen, sondern auch aus Insekten, Schnecken und Mäusen. Am und im Wasser fällt häufig ein etwa starengrosser, rundlicher Vogel mit weissem Brustlatz auf, der eben noch auf einem Stein im Fluss knickst und sich dann zum Beutefang kopfüber ins kühle Nass stürzt: Es handelt sich um die Wasseramsel. Sehr viel mehr Glück braucht man, um einen Blick auf den seltenen, blau schimmernden Eisvogel erhaschen zu können, der gern von überhängenden Zweigen am Flussufer aus jagt und stosstauchend kleine Fische fängt. Die Gebirgsstelze dagegen, wie eine gelbe Bachstelze aussehend, lässt sich vom aufmerksamen Betrachter recht leicht entdecken.

Über das ganze Wutachgebiet streicht als charakteristischer Greifvogel der Region der Rotmilan mit seinem stark gegabelten Stoss. Auch Schwarzmilan, Mäusebussard oder Turmfalke sind an ihren typischen Flugbildern leicht auszumachen. Äusserst selten wird man zeitig im Jahr einen Wander-

falken über die Schlucht ziehen sehen. Dieser in fast ganz Europa im Bestand bedrohte Greif horstet auf unzugänglichen Felsbändern.

Überhaupt sind die schroffen Felswände vor allem der Wutachflühen begehrte Brutorte. Seit den 70er Jahren brüten einzelne Kolkrabenpaare in der Schlucht, Dohlen haben sogar eine kleine Kolonie aufgebaut.

Die zum Teil ausgedehnten Höhlensysteme und Spalten in Wutachschlucht und Wutachflühen stellen eines der bedeutendsten Überwinterungsgebiete für Fledermäuse in Baden-Württemberg dar. Selbst andernorts als ausgestorben geltende Arten – wie z. B. die Mopsfledermaus – finden in der Schlucht und ihrem Umland die für sie überlebenswichtigen Landschaftselemente.

Menschen besiedeln die Schlucht

Wie kommt nun in dieser Flusslandschaft der Mensch ins Spiel? Für den wirtschaftenden Menschen war die Wutach von jeher ein Hindernis, bei Reisenden war die Schlucht lange Zeit wegen ihrer Unwegsamkeit gefürchtet.

Bis zum Mittelalter konnte die Wutach zwischen Kappel und Grimmelshofen nur durch Furten überquert werden. Die bekannteste ist die «Dietfurt», die Volksfurt (mittelhochdeutsch diet = Volk). Erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde an dieser Stelle die erste Brücke erwähnt. Hier musste nicht nur eine Brückengebühr, sondern mussten auch Zollabgaben entrichtet werden. Von Reiselfingen ausgehend, führte nämlich ein alter, viel begangener und befahrener Heerweg (1509) als älteste Verbindung von der Baar zum Hochrhein. Bis 1785 lief hier der Haupthandelsverkehr. Von der Baar Richtung Schaffhausen wurde vorwiegend Getreide geliefert, zur Baar beispielsweise Hallauer Wein.

Durch alljährliche Hochwasser und dauernde Geländebewegungen wurde der Bau weiterer Brücken und Strassen lange verhindert.

Im Bereich der wenigen Übergangsstellen entwickelten sich kleine Ansiedlungen, wie z. B. bei der Schattenmühle. Bereits um 1310 werden eine Gipsmühle, ein Zementofen und ein Ökonomiegebäude erwähnt. Ende des 19. Jahrhunderts kam noch ein Sägewerk hinzu.

Da die Wasserkraft früher oft die einzige zur Verfügung stehende Energiequelle war, wurde sie auch in der Wutachschlucht früh genutzt. Vereinzelte Gips-, Getreide- und Sägemühlen legten davon Zeugnis ab. Nachdem jedoch die Mühlen allgemein durch die Aufhebung des «Mühlenzwangs»

(1848) ihre Bedeutung verloren, nutzt heute nur noch die Schattenmühle die Energie des Wutachwassers. Die lang stillgelegte Kraftwerksanlage Stallegg soll künftig unter bestimmten Auflagen wieder in Betrieb genommen werden können.

Böse Ritter, edle Frauen

Am hoch gelegenen Schluchtrand der Wutach kann der Wanderer sogar noch Ruinen mittelalterlicher Burgen entdecken. Im oberen Bereich der Wutachschlucht, in der Nähe der hölzernen Stallegger Brücke, finden sich spärliche Mauerreste der ehemaligen Burg Stallegg. Mit der seit dem 13. Jahrhundert bekannten Burg verbindet sich eine interessante Sage, die Sage von Ritter Gotzger auf Stallegg:

Auf der Burg Stallegg hauste einst der verwegene Ritter Gotzger mit seiner jungen Frau Amalie. Als die Ehe kinderlos blieb, zog sich Gotzger mehr und mehr von seiner Frau zurück und widmete sich der Jagd und dem Zechen mit seinen Kumpanen. Von einem Kreuzzug kehrte er schliesslich erst nach 12 Jahren zurück; man hatte ihn schon tot geglaubt. Mit Amalie zerstritt er sich völlig. Sein liebster Begleiter wurde von nun an ein riesiger, schwarzer Kriegshund, den er vom Feldzug mitgebracht hatte.

Während eines aufwendigen Umbaus der Burg Stallegg, als Amalie zeitweise bei Verwandten lebte, sollte Gotzger der schönen Magd des Stallegger Gutshofs aufwarten. Als der Ritter ihr gegenüber zudringlich werden wollte, versetzte sie seinen Wein mit einem Schlafmittel. Gotzger merkte die leichte Betäubung, glaubte an einen Giftanschlag und hetzte sofort seinen Hund auf die Magd. Die zerfleischte Leiche des Mädchens warf er in eine Baugrube der Burg. Anschliessend ritt er zur Jagd. Noch wilder als sonst sprengte er durch das unwegsame Gelände, wurde von einem herabhängenden Ast aus dem Sattel gestossen und starb an den Folgen des Sturzes.

Seine Witwe Amalie lebte noch lang auf Burg Stallegg. Durch ihre Güte, vor allem ihre Sorge um Notleidende, wurde sie weitherum geachtet. Burg Stallegg erhielt den Namen «Amalienschlösschen».

«Ritter Gotzbert» aber geistert heute noch in Sturmnächten durch die Ruine, begleitet von seinem riesigen schwarzen Hund. Um seine Freveltat zu büssen, wird er keine Ruhe finden, bis von den Gebeinen der Magd nichts mehr zu sehen sein wird.

Wer dem Wanderweg folgt, erreicht bald das etwas abseits des Wegs gelegene Räuberschlössle. Gegenüber von Gündelwangen, auf Gemarkung Göschweiler, wurde im 14. Jahrhundert auf dem «Nägelefelsen» die Burg Neu-Blumberg errichtet. Nach ihrer Zerstörung konnten Teile der Ruine noch als Unterschlupf von räuberischem Gesindel genutzt werden – daher der Name «Räuberschlössle».

Betritt man die Burgstelle vom früheren Halsgraben her, befindet man sich quasi im Kellergeschoss. Durch den rechts in den Fels gehauenen Einschnitt sollen früher Gefangene in die Schlucht gestürzt worden sein. Ein

Abb. 8: Die Ruine Neu-Tannegg – auch Burg Boll genannt – liegt am Weg von Dorf Boll zum ehemaligen Bad Boll.

kleines Mauerstück mit einer Öffnung auf der linken Bergseite war angeblich einst der Zugang zur Schatzkammer.

Die besterhaltene Burgruine ist jedoch die unterhalb des Dorfes Boll gelegene Ruine Neu-Tannegg, meist kurz «Burg Boll» genannt. Im Mittelalter gehörte die einst stattliche Burg den Herren von Tannegg, einem ortsansässigen Adelsgeschlecht. Bekannt sind die Tannegger auch durch das sagenumwobene Fräulein von Tannegg: Es verirrte sich zu Pferde im Schneegestöber einer Winternacht, wurde aber durch den Schall der Gebetsglocke des Bonndorfer Paulinerklosters gerettet. Sie begabte das Kloster daraufhin mit einem Silberglöckchen, das im alten Wappen der Stadt Bonndorf noch zu sehen war.

Bad Boll, die Ruine Blumegg und der Lunzistein

Eine weitere Besonderheit im Naturschutzgebiet Wutachschlucht, unweit der Ruine Neu-Tannegg, ist der Standort des ehemals renommierten Kurortes Bad Boll. An der seit dem Spätmittelalter wegen ihrer Heilwirkung bekannten Mineralquelle entstand im 19. Jahrhundert ein luxuriöses Kurbad. Die gepflegte Gastronomie, der Kurpark, die Weiher mit Gondelfahrten, die Vielzahl an Bädern und die elektrische Illuminierung des Parks und des Tannegger Wasserfalls waren die grossen Attraktionen. 1894 wurde der Kurbetrieb Bad Boll vom Londoner «Fishing Club» übernommen, der auch die Erschliessung der Schlucht für Wanderer vorantrieb.

Im Lauf der Zeit verlor Bad Boll seine Bedeutung als Kurbad; die Gebäude wurden anderweitig genutzt, bis sie schliesslich abgetragen wurden. Seit 1991 gehört das Areal dem Land Baden-Württemberg.

Auch die Gauchachschlucht bietet dem historisch Interessierten viele Anregungen: von Döggingen kommend, stösst man bald auf Mauerreste, die zur ehemaligen Lochmühle gehörten. Oberhalb des Hangs steht eine kleine Kapelle, die eine beeindruckende Bildtafel enthält. Als Bildunterschrift schildert ein Gedicht ausführlich das dramatische Geschehen von 1804 und 1895, zwei Jahre, in denen das Hochwasser der Gauchach Gebäude und Menschen bedrohte.

Die schluchtabwärts gelegene Bimühle wurde ebenfalls vom Hochwasser zerstört.

Die einst zur Neuenburg gehörende Burgmühle, etwa auf halber Strecke der Gauchachschlucht gelegen, existiert dagegen heute noch als Wanderheim. Im Roman «Juniperus» des Viktor von Scheffel wird die Neuenburg

Abb. 9 und 10: Alte und neue Orientierungszeichen säumen die Wanderwege.

als Heimat des «Bick von Allmendshofen» bezeichnet; auch die Burgmühle selbst ist erwähnt.

Wer sich für Sagen und Überlieferungen interessiert, kommt auch im Naturschutzgebiet Wutachflühen nicht zu kurz. Beispielhaft sei die wildromantische Sage vom Lunzistein erzählt:

Auf halber Höhe der Wutachhalde fällt vielen Wanderern ein massiger Felsklotz auf. Früher hatte er den äussersten Rand der Hochfläche gebildet. Die Gips führenden Schichten des Mittleren Muschelkalks bilden jedoch einen sehr labilen Untergrund. Der Felsblock löste sich allmählich ab, kam langsam ins Rutschen und glitt – ohne umzukippen – talwärts in seine heutige Lage.

Das Plateau dieses Felsturms misst zwar nicht einmal 300 m^2, die schroff abfallenden Seiten machten ihn aber in früheren Zeiten dennoch zu einem begehrten Standort für eine kleine Burganlage: die ehemalige Burg Blumegg (heute Ruine) der Herren von Blumberg, regionalen Lehensleuten.

Auf der gegenüber liegenden Talseite lenkt ein ganz ähnlicher Felszacken die Aufmerksamkeit auf sich, der so genannte «Lunzistein». Der Sage nach stand dort der grosse Hof des wohlhabenden Freibauern Lunzi, der mit einem Edelfräulein aus der Blumberger Sippe verlobt war. Dieses Fräulein wollte aber auch der Blumberger Vogt für sich gewinnen.

Eines Tages nahm sich der Vogt Lunzis Braut gegenüber Freiheiten heraus. Der rechtzeitig herbeieilende Lunzi schlug den Vogt nieder und floh mit dem Edelfräulein auf seinen heimat-

lichen Felsturm. Beim nun folgenden Angriff des Vogts und seiner Knechte hieb dieser Lunzi mit dem Schwert nieder; der Bauer wurde für tot gehalten. Seiner Braut aber gelang es, sich von ihren Entführern zu befreien. Vor den Augen des Vogts sprang sie vom Felszacken in die Tiefe. Just in diesem Augenblick erlangte Lunzi, der nur verletzt worden war, sein Bewusstsein wieder. Ohne zu überlegen, erschlug er den Vogt. Da er das unwegsame Gelände genau kannte, gelang ihm die Flucht vor den wie erstarrt dastehenden Knechten. Man hat Lunzi nie mehr zu Gesicht bekommen. Der Felsblock erhielt nach diesem dramatischen Geschehen den Namen «Lunzistein».

Erschlossen, geschützt und dennoch bedroht

Man sieht also: das Wutachgebiet ist nicht nur eine einzigartige Natur-, sondern auch eine alte Kulturlandschaft.

In vergangenen Zeiten war die Schlucht für viele Menschen unverzichtbar, um ihren Lebensunterhalt zu sichern.

Bei den heutigen wirtschaftlichen Interessen steht die Forstwirtschaft im Vordergrund. Sie ist bemüht, die artenreichen Waldgesellschaften als standortstypische, naturnahe Laubmischwälder zu erhalten bzw. zu entwickeln.

Das Interesse der Öffentlichkeit an einer Erholungsnutzung des Wutachgebiets ist ebenfalls ein zunehmend wichtiger Anspruch, dem Rechnung getragen werden muss. Die Bedeutung der Wutachschlucht als Erholungsschwerpunkt ist in den letzten Jahren immer grösser geworden: Die Zahl der Besucher ist hoch und nimmt eher noch zu. Besonders beliebt ist natürlich das Wandern in der weitgehend unberührten Natur.

Das ehemalige Bad Boll

(MB.) Bad Boll befand sich am Ort des ehemaligen Badhofes der Herren von Tannegg. Die Mineralquelle führte Kalziumsulfat-Hydrogenkarbonat-Wasser aus dem mittleren Muschelkalk, bekannt für die Heilung von Hautkrankheiten und Rheumabeschwerden. Das 1609 erstmals erwähnte Bad wurde 1900 weltberühmt, als der englische Fishing Club ein Hotel mit jährlich über 12 000 Übernachtungen betrieb (die Wutach galt damals als bestes Forellenwasser Mitteleuropas).

Eine nach Fahrplan verkehrende Kutschenpost brachte die Gäste von Bonndorf an den Kurort mit seinen nachts «illuminierten» Springbrunnen und den grosszügigen Alleen. Sein Niedergang war begleitet von Hotelbetreibern mit zweifelhaftem Ruf. 1975 zerstörte Feuer einen Teil der Anlage, worauf das Land Baden-Württemberg sie kaufte und die Gebäude nach und nach abtragen liess. Heute erinnern nur noch die zerfallende Kapelle und einige Alleebäume an die Kursiedlung.

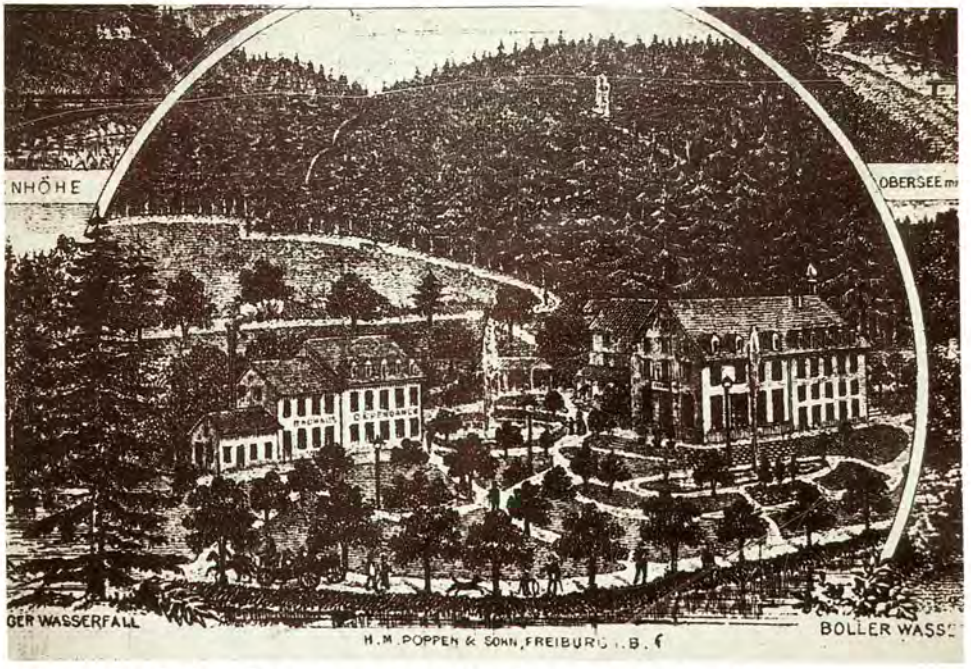

Abb. 11: Bad Boll mit Parkanlage während der Blütezeit des Kurbetriebs.

Abb. 12: Nur das zerfallende Kirchlein erinnert noch an die Badesiedlung.

Interessant ist dabei die Entwicklung der letzten Jahrzehnte:

Erst seit 1904 ist die Wutachschlucht zwischen Bad Boll und der Wutachmühle durchgängig begehbar. Der Schwarzwaldverein sprengte einen Weg durch die Felsen und liess einige imposante Brückenbauwerke errichten. Eine dieser Brücken, der alte «Rümmelesteg», erinnert heute noch an die Geschichte der schwierigen Erschliessung.

Wenig später, 1908, wurden auch die Wutachflühen vom Schwarzwaldverein erschlossen. Der erste Flühesteg über die Wutach «Im Weiler» wurde 1909 eingeweiht, eine beeindruckende Konstruktion mit mehr als 20 Metern Spannweite. Direkt neben dem Steg «Im Weiler» quert der mächtige Viadukt der «Sauschwänzlebahn» die Wutach.

Schon bald nach der Erschliessung der gesamten Wutachschlucht begann man auch, sich Gedanken zur Unterschutzstellung des Gebiets zu machen. Hermann Schurhammer, erster Naturschutzbeamter für Baden und Vorsitzender einer rührigen Schwarzwaldvereins-Ortsgruppe, wollte als begeisterter Naturfreund die Schlucht in ihrem natürlichen Bestand für Wanderer bewahren. 1926 gab er seine Pläne über einen «Naturschutzpark Wutachschlucht» öffentlich bekannt. Bis zum Jahre 1939 sollte es jedoch noch dauern, ehe nach zähem Ringen die Schutzbestimmungen für ein Naturschutzgebiet Wutachschlucht in Kraft gesetzt wurden. Zum Aufatmen bestand immer noch kein Grund: Bereits 1941, nur zwei Jahre nach seiner Unterschutzstellung, wurde das Naturschutzgebiet Wutachschlucht durch ein ehrgeiziges Vorhaben bedroht. Der obere Teil der Wutach sollte durch eine 62 m hohe Mauer bei der Haslachmündung gestaut und das Wasser durch einen 20 km langen Stollen zum Kraftwerk Witznau abgeleitet werden. Zum Glück wurde dieses Projekt vom damaligen Schwarzwaldvereinspräsidenten Fritz Hockenjos und seiner Bürgerinitiative «Rettet die Wutachschlucht» verhindert. Rund 185 000 Unterschriften aus der Bevölkerung legte Hockenjos der Landesregierung vor!

Fast 100 000 Schluchtbesucher im Jahr

Materielle Nutzungsansprüche wie Forstwirtschaft, Landwirtschaft, Wasserkraft, Siedlung und Verkehr stehen heute nicht mehr im Mittelpunkt des Spannungsfeldes zum Naturschutzgedanken. Kritischer wird es dagegen bei den Freizeitnutzungen in den Naturschutzgebieten Wutachschlucht und Wutachflühen. Der Besucherdruck vor allem im Naturschutzgebiet Wutachschlucht ist mit 80 000 bis 100 000 Besuchern in einer meist von April bis Ende Oktober reichenden Saison sehr hoch. Vor allem an sonnigen Wochenenden der Ferienzeit oder an Feiertagen erreichen die Besucherzah-

Abb. 13: Blick von der Blumegger Hochebene über die Flühen zum Dorf Randen.

Abb. 14: 80000 bis 100000 Wanderer besuchen jährlich die beiden Schluchten.

len Spitzenwerte. Bei einer landschaftsgebundenen, naturverträglichen Freizeitbetätigung wie dem Wandern müssen jedoch selbst bei dieser hohen Besucherfrequentierung keine Probleme für die Schutzgebiete entstehen. Hohe Belastungen für die Natur ergeben sich vor allem dann, wenn die Verhaltensregeln der jeweiligen Schutzgebietsverordnungen missachtet werden. Verlassen der Wege, frei laufende Hunde, Entnehmen seltener Pflanzen, herumliegender Abfall, Erklettern von Brutfelsen, Kanu fahren während der Vogelbrut, um nur einige Beispiele zu nennen – ein ökologisch hochsensibles Gebiet wie die Wutachschlucht kann durch vergleichsweise kleine Verstösse unter Umständen empfindlich beeinträchtigt werden. Zum Glück ist es umgekehrt aber auch möglich, durch relativ kleine Massnahmen die Entwicklung positiv zu lenken.

Wichtig ist ein Gesamtkonzept, das gezielte Informations-, Lenkungs- und gegebenenfalls Umlagerungsmassnahmen integriert. Um diese konzeptionelle Lösung zu erarbeiten, hat der Landkreis Waldshut im Sommer 1994 ein «Schutzkonzept Wutachschlucht» in Auftrag gegeben. Durch das vom Umweltministerium mitfinanzierte Projekt wurde eine hauptamtliche Naturschutzwartin bestellt, die sowohl für das Naturschutzgebiet Wutachschlucht als auch für das Naturschutzgebiet Wutachflühen zuständig ist. Sie arbeitet dafür, dass die Wutachschlucht als Erholungsraum auch künftig erlebbar bleibt, ohne das sensible Naturrefugium zu gefährden.

Literatur

Franke, Regina (1999): Das Naturschutzgebiet Wutachschlucht – Besucherstrom am Wildfluss. In: Heimat am Hochrhein. Jahrbuch des Landkreises Waldshut, Band XXIV: Seite 50–55.

Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Hrsg. (1988): Die Wutach – Naturkundliche Monographie einer Flusslandschaft; Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Bd. 6, Karlsruhe

Wanderführer des Schwarzwaldvereins (1989): «Wutach- und Gauchachschlucht», Rombach-Verlag, Freiburg i. Br.

Josef Victor Scheffels Ausruhnest

Max Baumann

Wenn wir dann durch Kluft und Schrunden
Kletternd uns bergab gewunden,
Denkst du noch des Abends Rest?
Wohl umpflanzt von Hag und Bäumen
Zeigt mit ländlich schlichten Räumen
Achdorf sich als Ausruhnest.

Süss winkt dort Getränk zum Nippen
Und ein Schenk mit Rosenlippen
Lacht zu Scherz und Schülerspass;
Aus der dichtverzweigten Linde
Rufen wir dem schmucksten Kinde:
Marigutta – Springmitdemglas!

Aus Scheffels Novelle «Juniperus» um 1860

Achdorf liegt dort, wo die alte Feldbergdonau einst von der Urwutach angezapft und zum Rhein umgelenkt wurde. Der wilde Fluss hat sich dabei in den ehemals 180 Meter höher liegenden Talboden eingetieft und zwischen Schlucht und Flühen fruchtbares Land angeschwemmt. Um 1500 entstand in Achdorf ein herrschaftlicher Meierhof mit Mühle, Drechslerei, einer Brauerei, die bis 1905 Bier herstellte, und einer 1543 erstmals erwähnten Taverne. Diese hatte das Recht, Fremde zu beherbergen und Hochzeits-, Tauf- und Tanzveranstaltungen durchzuführen. Den Namen «Linde» erhielt sie 1651, als die Talbewohner aus Dankbarkeit über die Beendigung des schrecklichen Dreissigjährigen Krieges vor dem Haus eine Linde pflanzten. Unter ihr wurde fortan das Achdorfer Dinggericht gehalten.

Durch Josef Victor Scheffel (1826–1886), einem der volkstümlichsten deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts («Eckehard», «Trompeter von Säckingen», «Juniperus», viele Gedichte und Lieder), gingen Achdorf und sein Gasthaus in die Literatur ein. Scheffel wurde 1857 von Carl Egon, Fürst zu Fürstenberg, als Hofbibliothekar an seine umfangreiche Bibliothek in Donaueschingen gerufen. Zwar organisierte er das Institut mit grösster Sorgfalt neu, an die kurze Leine nehmen aber liess er sich nicht. Es beseelte ihn nämlich «eine fagantische Lust am Umherschweifen». Das Verlangen, «zuweilen die Bücherei zu schliessen und die Wandertasche des Fahrenden umzuhängen», trieb ihn zu langen Wanderungen durch den Hegau, die Baar und das Wutachtal. Und immer wieder – von der Burg Blumegg herabsteigend – zu «unbeschwerten Stunden in der Linde zu Achdorf».

Damals wirtete die Familie Meister, Vorfahren mütterlicherseits der heutigen Wirtefamilie Wiggert, auf der Linde. Tochter Josefine Meister war es

wohl, die den Dichter nach Achdorf zog und die in seiner Widmung als Marigutta springen muss mit dem Glas. Nach Scheffels Tod gab sich das Gasthaus den Namen «Scheffellinde».

1930 brannte das Wirtshaus bis auf die Grundmauern nieder. Dabei wurden auch die wertvollen Gästebücher mit den Einträgen Scheffels und seiner Wanderbegleiter ein Raub der Flammen. Schon zwei Jahre darauf aber stand an der gleichen Stelle und in ähnlichem Stil erbaut die neue Scheffellinde. Unter ihrem Dach mit dem markanten Staffelgiebel blüht weiterhin reges Dorf- und Vereinsleben. Auch Jäger, Fischer sowie naturverbundene Wanderer aus den Städten stärken sich gerne hier. Für die Wanderung von Schaffhausen über den Randen nach Fützen und weiter durch die Flühen nach Achdorf rechnet man fünf Stunden. In umgekehrter Richtung nahmen früher Achdorfer Frauen schon kurz nach Mitternacht den Weg unter die Füsse, um auf dem Markt in Schaffhausen die im Rucksack mitgetragenen Eier feilbieten zu können …

Betritt man die Scheffellinde über die Treppe durch den Vordereingang, steht man im Windfang unvermittelt vor einem beeindruckenden Gemälde: «Scheffels Einkehr in der Linde Achdorf». Dargestellt sind Josef Victor Scheffel und der Komponist und Hegausänger Richard Stocker, wie sie am Wirtshaustisch drei jungen Frauen zuprosten, offenbar den Töchtern des Hauses. Ist die eine davon nun die berühmte Marigutta? Nein, lacht Gustav Wiggert, der das Gasthaus vor kurzem seinem Sohn Karl-Friedrich übertragen hat, das Bild zeige seine Mutter Sofie mit ihren Schwestern. Es sei erst nach dem Brand gemalt worden, da habe der Künstler einfach einige Generationen übersprungen, die «neuen» Töchter des Hauses porträtiert und sie mit Scheffel und Stocker zusammengebracht.

Besonders in diesem jungen Tal, in dem Erdrutsche und Felsabbrüche weiterhin an der Tagesordnung sind, darf sich auch ein Künstler gewisse Freiheiten herausnehmen. Schliesslich hat Scheffel in seiner Erzählung «Juniperus» – sie spielt in Achdorf, auf der Burg Blumegg, in der Wutachschlucht und am Rheinfall – Vergangenheit und Gegenwart ebenfalls gekonnt ineinander verwoben.

Abb. 15: Josef Victor Scheffels «Ausruhnest» in Achdorf.

Abb. 16: Scheffel und der Hegausänger Richard Stocker mit den Töchtern des Hauses.

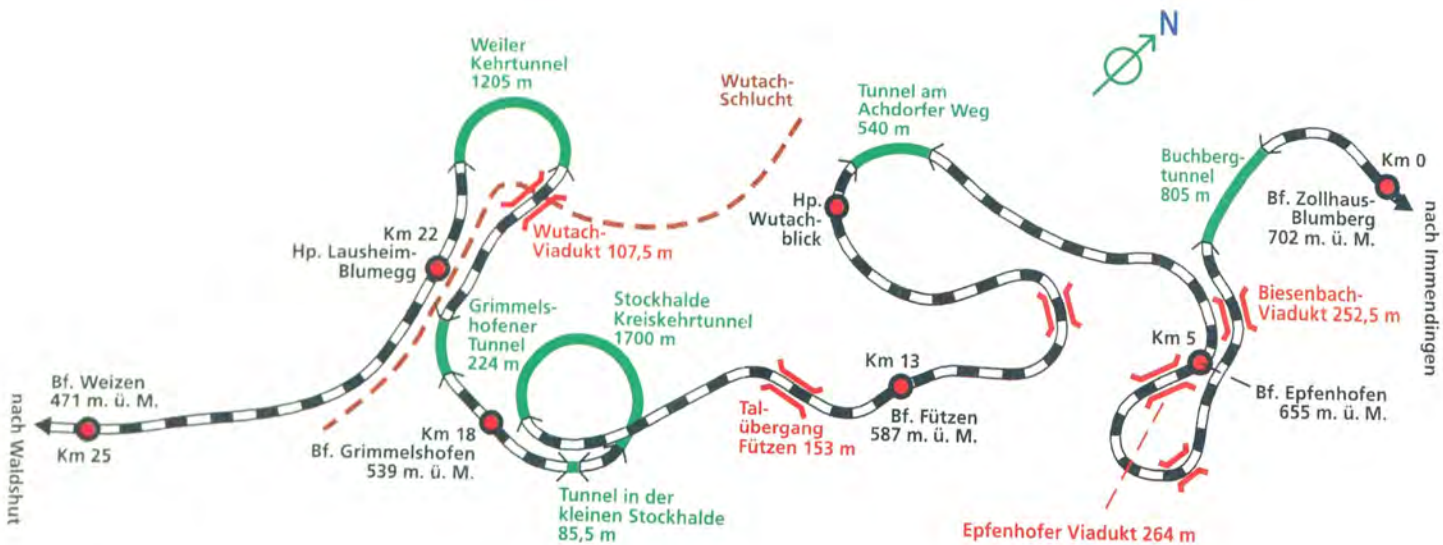

Abb. 17: Das verschlungene Trassee der Sauschwänzlebahn.

Die abenteuerliche Geschichte der «Sauschwänzlebahn»

Max Baumann

«Erleben Sie das wildromantische Wutachtal, das geologisch interessante Mühlbachtal, grossartige Viadukte, die idyllische Dörfer und Wildwasser überspannen, Brücken und viele Kehrschleifen sowie Deutschlands einzigen Kreiskehrtunnel in einer reizvollen Landschaft zwischen Buchberg und Randen nahe der Schweizer Grenze.»

Mit diesem blumigen Satz lockt der Prospekt der Museumsbahn Blumberg-Weizen die Freunde alter Dampfbahnromantik. Mit Erfolg, denn nie zuvor in ihrer über 100-jährigen Geschichte hat die «Sauschwänzlebahn» so viele Passagiere befördert wie heute. Rund 100 000 sind es jährlich, und dies, obschon die Züge nur von Mai bis Oktober verkehren.

Fehlplanung

Wie aber kam es zu dieser kuriosesten Bahnstrecke weit und breit? Geburtshelfer war das im 19. Jahrhundert grassierende Eisenbahnfieber. Davon angesteckt, wollte sich auch das Grossherzogtum Baden seinen Teil am voraussehbaren Nord-Süd-Transitverkehr sichern. Baden beteiligte sich deshalb als einziges deutsches Land finanziell am Bau der Gotthardbahn. Waldshut, so war die Überzeugung, sollte «gleichsam die Pforte in die Schweiz und nach Italien bilden», und zwar als Hauptstation einer Wutachtalbahn, die den Anschluss der aufstrebenden Stadt am Rhein an die Schwarzwaldbahn über Oberlauchringen, Stühlingen/Weizen durch die «felsschroffen» Wutachflühen und Achdorf nach Donaueschingen herstellen sollte. 1870 trat das entsprechende Gesetz in Kraft, und schon 1876 konnte der Betrieb bis Weizen aufgenommen werden.

Inzwischen aber hatte sich die verkehrspolitische Lage verändert. Im Deutsch-Französischen Krieg waren das Elsass und Lothringen an Deutschland gefallen, worauf das preussische Eisenbahnministerium unverzüglich die «Reichseisenbahn Elsass-Lothringen» gründete, um den Verkehr von der badischen Rheintallinie Mannheim-Basel auf eine linksrheinische Strecke Ludwigshafen–Strassburg–Basel umzulenken. Damit war Basel endgültig zur Pforte nach Süden geworden, das Wutachtalbahnprojekt wurde aufgegeben, sogar die Einstellung des unrentablen Betriebs bis Weizen in Erwägung gezogen.

Fliegende Fahnen verboten

Doch es kam nochmals anders. Der Deutsch-Französische Krieg hatte auch gezeigt, dass Militärtransporte entlang der südbadischen Grenze nach dem Elsass nicht möglich waren, weil der Schienenstrang in Basel und im Kanton Schaffhausen zweimal über schweizerisches Hoheitsgebiet führte. Zwar bestand ein Staatsvertrag, demzufolge deutsche und schweizerische Truppen diese Strecke «ohne fliegende Fahnen und klingendes Spiel» befahren durften, aber der Truppentransport konnte von beiden Vertragspartnern unter Berufung auf eigene Interessen jederzeit untersagt werden. Das behagte den Militärstrategen nicht. Im Sommer 1885 reiste eine Delegation der deutschen Heeresleitung nach Südbaden, um die Verhältnisse zu prüfen. Sie kam zum Schluss, dass sowohl Basel wie Schaffhausen auf neu zu bauenden Eisenbahnstrecken zu umfahren seien. Für die Umfahrung des Kantons Schaffhausen bot sich eine Weiterführung des bereits bis Weizen führenden Geleises an, allerdings nicht wie ursprünglich geplant in Richtung Achdorf–Donaueschingen, sondern nach Osten über Zollhaus-Blumberg ins Aitrachtal und weiter nach Tuttlingen–Sigmaringen. Das eröffnete die Perspektive einer Verbindung vom Hochrhein durch das obere Wutachtal nach Ulm. Man war sich allerdings von Anfang an bewusst, dass die neue Bahn wirtschaftlich und verkehrspolitisch kaum Sinn machen würde.

Tunnels und Viadukte

Dennoch verpflichtete sich Baden in einem Vertrag mit dem Deutschen Reich vom 11. März 1887 «im Interesse der Landesverteidigung» zum Bau von drei «Kanonenbahnen», darunter die 44,5 Kilometer lange Strecke Weizen–Immendingen. Der Vertrag hielt fest, dass der Bahnbau innert drei Jahren vollendet sein musste und dass die Maximalsteigung nicht mehr als 10 Promille betragen durfte. Ferner mussten in Abständen von acht Kilometern Ausweichgeleise und Laderampen für Militärzüge erstellt werden. An die veranschlagten Kosten von 20 Millionen Mark hatte das Deutsche Reich 95 Prozent, Baden den Rest zu bezahlen.

Es war die Forderung, wonach das Trassee nicht mehr als 10 Steigungspromille aufweisen dürfe, welche die heutige Sauschwänzlebahn so attraktiv macht. Der Höhenunterschied zwischen den Bahnhöfen Weizen und Zollhaus-Blumberg beträgt 231 Meter, die Luftliniendistanz 9,6 Kilometer. Dies entspricht einer Steigung von 24 Promillen, was für «zivile» Bahnen durchaus noch zulässig gewesen wäre. Um den Ansprüchen des Militärs zu genügen, musste indessen eine künstliche Linienverlängerung auf 25,5 Kilometer hingenommen werden. Das Resultat war eine abenteuerliche Trassee-

Abb. 18: Die 33 Meter lange Lok Nr. 502988, Baujahr 1942, beim Bahnhof Weizen.

Abb. 19: Bei Fützen überspannt der 187 Meter lange Viadukt das Tal.

führung mit insgesamt 500 grossen und kleinen Kunstbauten, davon zwei Kehrtunnels im Berg und vier weiteren Tunnels mit einer Gesamtlänge von fast fünf Kilometern, sowie mit vier die Wutach und das Tal von Fützen, Epfenhofen und den Beisenbach überspannenden Viadukten.

4000 Arbeiter im Einsatz

Schon im Sommer 1887 begann der Kampf gegen die schlechten geologischen Verhältnisse. Der Untergrund aus Keuper und schwarzem und braunem Jura erwies sich als wenig tragfähig und neigte zu Rutschungen. Die Hauptarbeit wurde von Juli 1888 bis Oktober 1889 von über 4000 Arbeitern bewältigt, die grösstenteils in einem Baucamp östlich von Grimmelshofen lebten. Das provisorische Dorf umfasste Baracken, Kantinen, Reparaturwerkstätten und ein Maschinenhaus. Für den Materialtransport verkehrten auf 100 Kilometer Feldbahnschienen der Spurweite 900 Millimeter 43 Kleinlokomotiven und einige hundert Loren.

Nach einer heute kaum mehr vorstellbar kurzen Bauzeit von zweieinhalb Jahren wurde die strategische Bahn am 20. Mai 1890 eröffnet. Es verkehrten vorerst täglich vier Züge in jeder Richtung. Einer der ersten Passagiere war der Schleitheimer Hobbyhistoriker Samuel Pletscher. Topaktuell erschien noch im Jahr der Betriebsaufnahme sein «Illustrierter Bahnführer», in dem er die Strecke minutiös beschrieb. In der Einleitung seines 50-seitigen, noch heute unübertroffenen kulturhistorischen Büchleins schrieb er hoffnungsvoll: «Wenn auch die Bahnstrecke Tuttlingen–Inzighofen–Sigmaringen vollendet und dem Verkehr übergeben sein wird, dürfte wohl noch eine Vermehrung der täglich kursierenden Züge gewärtigt werden.»

Die Stunde der Dampfbahnfans

Pletschers Hoffnung erfüllte sich nicht. Weder das Militär noch zivile Reisende brachten der kostenintensiven Bahn die gewünschte Kapazität. Immerhin verhalf sie den abgelegenen Dörfern am Fuss des Randens während Jahrzehnten zum willkommenen Anschluss an die weite Welt. Dann, 1955, stellte die vom Zweiten Weltkrieg gebeutelte Deutsche Bundesbahn den Verkehr infolge Baufälligkeit des Weiler-Kehrtunnels ein. Das Schicksal der «Strategischen» schien besiegelt. Bis sich auf einmal auch die Nato an ihren strategischen Wert erinnerte. 1963 veranlasste sie die gründliche Instandsetzung der Anlagen mit der Auflage, dass im «Verteidigungsfall» 24 Militärzüge pro Tag verkehren konnten. Die Sechsmillioneninvestition dürfte zwar entscheidend zur späteren Betriebsaufnahme einer

Museumsbahn beigetragen haben, vorerst aber vermochte er den Dornröschenschlaf der fast vergessenen Lokalbahn nicht zu stören.

1975 sollte sie, da jetzt auch die Nato keinen strategischen Nutzen mehr erkennen konnte, endgültig stillgelegt und danach abgebaut werden. Nach diesem Entscheid aber schlug die Stunde der Dampf- und Eisenbahnfreunde. Mit dem Blumberger Bürgermeister W. Gerber an der Spitze wirkten sie beharrlich darauf hin, das Trassee für den Betrieb einer Museumsbahn übernehmen zu können. Mit Erfolg, denn schliesslich gab die Deutsche Bundesbahn ihren Segen dazu. Am 21. Mai 1977 erfolgte die Betriebsaufnahme. Bereits im ersten Jahr wurden 18 fahrplanmässige Fahrten mit über 20000 Passagieren durchgeführt – ein Erfolg, der die Erhaltung und Wiederbelebung dieses technischen Denkmals sicherstellte.

Abb. 20: Das Flusstal in den Flühen beim Bahnhaltepunkt «Wutachblick».

Abb. 21: Im Auenwaldreservat darf sich der Grenzfluss den eigenen Naturgesetzen folgend frei verändern.

Abb. 22: Der periodisch überflutete Wald bietet ein dynamisches Bild.

Das Auenwaldreservat an der Schleitheimer Seldenhalde

Ein Rückblick auf die Bemühungen zur Schaffung eines grenzüberschreitenden Naturschutzgebietes

Alfred Huber

Auenwald – eine Rarität in unserer Kulturlandschaft

Von Grimmelshofen abwärts bis zur Mündung in den Rhein bei Koblenz-Tiengen ist die Wutach weitgehend korrigiert. Ausnahme bildet eine kurze Strecke längs der Schleitheimer «Seldenhalde». Hier findet sich einer der allerletzten Reste einer natürlich entstandenen Flusslandschaft in unserem besiedelten Land. Dieser Auenwald weist infolge der zeitweisen Überflutung und Überführung mit Geschiebe auf kleinem Raum alle Übergänge von nacktem Geröll und Sand bis zu ausgereiften Bodentypen auf. Entsprechend vielgestaltig ist auch die natürliche, sich laufend verändernde Vegetation.

Auenwald dank der Landesgrenze

Ihrem Namen getreu suchte sich die Wutach in den vergangenen Jahrtausenden ihren Weg recht eigenwillig in der breiten Talsohle unterhalb ihres Austritts aus der Wutachschlucht.

Den Bebauern der Talsohle bereiteten die stark erodierenden und Geschiebe führenden Hochwasser verständlicherweise keine Freude. Frühzeitig sorgten sie dafür, dass dieser bockige Fluss durch Verbauungen in einen festen Lauf gezwängt wurde. Nur auf einem kurzen Stück unterhalb von Grimmelshofen blieb er bis in die Gegenwart ungezähmt, wohl weil auf dieser Strecke keine wichtigen Verkehrsanlagen und andere Bauwerke zu schützen waren und das angrenzende Wald- und Feldgelände wirtschaftlich weniger interessant war.

In früheren Zeiten galt als Regel, dass die Grimmelshofer, Weizener und Stühlinger Bauern den Boden auf ihrer Seite der Wutach besassen und bewirtschafteten, die Schleitheimer das Land auf der anderen Seite, wobei der Fluss als Eigentums- und Landesgrenze angenommen wurde. Der Verlauf der Gemarkungsgrenzen (der späteren Landesgrenze) entlang der Wutach in diesem Bereich war seit dem 16. Jahrhundert vertraglich, mit Marksteinen und «Oberzielen» festgehalten. Trotzdem kam es immer wieder zu Unklarheiten und Streitigkeiten zwischen den Nachbarn, wenn die Hochwasser führende Wutach ihren Lauf änderte.

Erst im 19. Jahrhundert kam die genaue Grundbuchvermessung. In den Katasterplänen der umliegenden Gemeinden wurden die Grundstücke längs der Wutach, dem damaligen Flusslauf entsprechend, eingezeichnet. Aufgrund eines Grenzvertrages zwischen der Schweiz und dem Grossherzogtum Baden vom 2. März 1839 – noch heute tragen viele Landesgrenzsteine diese Jahrzahl – wurde erstmals auch die Landesgrenze genau definiert, vermarkt und vermessen. Seither hat die Wutach ihr Bett aber stellenweise wieder verändert mit dem Resultat, dass die deutschen und die schweizerischen Grundbesitzer Teile ihres vermarkten Eigentums abgetrennt als Überstiche am gegenüberliegenden Ufer sahen. Dass sie diese dann kaum oder gar nicht mehr bewirtschaften konnten und sich selber überliessen, ist leicht verständlich.

Da ein solcher Zustand auf die Dauer als unbefriedigend betrachtet wurde, beschlossen die Bundesrepublik Deutschland und die Schweizerische Eidgenossenschaft 125 Jahre später erneut, im Rahmen ihres Vertrages vom 23. November 1964 die Landesgrenze im Bereich der Gemeinden Stühlingen, Weizen, Grimmelshofen und Schleitheim zu bereinigen und auch die Grundstückgrenzen an die neue Landesgrenze anzupassen.

Zu diesem Zweck hatten die schweizerischen Grundeigentümer ihre Überstiche jenseits der Wutach dem Land Baden-Württemberg, die deutschen Grundeigentümer ihre Überstiche der Schweiz zu verkaufen bzw. tauschweise zu überlassen. Um diese Verkäufe und Tauschgeschäfte in die Wege zu leiten, wurde der Verfasser dieser Zeilen als damaliger Randenforstmeister Mitte der sechziger Jahre beauftragt, den Wert der Grundstücke zu ermitteln. Bei dieser Gelegenheit wurde er aufmerksam auf den urtümlichen Charakter des Waldbestandes – eines vom Menschen praktisch unberührten Auenwaldes – auf den vom Kanton Schaffhausen zu erwerbenden deutschen Überstichen wie auch im angrenzenden, der Bewirtschaftung kaum zugänglichen flachen Ufergelände des Gemeindewaldes Schleitheim. Er nahm 1966 Verbindung auf mit Prof. Dr. Hans Leibundgut, dem damaligen Vorsteher des Instituts für Waldbau an der ETH Zürich. Dieser zeigte grosses Interesse und beauftragte den bekannten Auenwaldspezialisten Dr. Helmut Hartl aus Klagenfurt mit einem ersten Gutachten. Unter dem Titel «Ein interessantes Auenwaldrelikt an der Wutach» berichtete Hartl 1967 in Band 29 der Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen. Er wies auf die Seltenheit und Besonderheit dieses Urwaldrestes hin und befürwortete seine ungestörte Erhaltung durch totalen Schutz und den Verzicht auf Gewässerverbauungen.

Ein Totalreservat entsteht
Die Randenvereinigung Schaffhausen nahm 1967 Leibundguts und Hartls Empfehlungen auf. In verdankenswerter Weise erklärte sich die Gemeindebehörde von Schleitheim bereit, der Randenvereinigung den untersten Teil des Gemeindewaldes an der Seldenhalde – ca. 4.7 ha – als Naturschutzgebiet zu verkaufen. Der Schaffhauser Regierungsrat seinerseits beschloss, den von ihm parzellenweise von den deutschen Grundeigentümern erworbenen Uferstreifen mitsamt der linksufrigen, nun schweizerischen Hälfte des Wutachbettes – ca. 1.5 ha – ebenfalls unter totalen Schutz, unter Verzicht auf künstliche Verbauungen in diesem Bereich, zu stellen.

Dank ideeller und finanzieller Unterstützung durch den Bund, die ETH Zürich, den Kanton und verschiedene Schaffhauser Organisationen wurde es der Randenvereinigung ermöglicht, am 9. Dezember 1972 die Verträge zu unterzeichnen, durch die das Auenwald-Totalreservat auf einer Uferlänge von gegen 800 m und mit einer Fläche von gut 6 ha geschaffen und grundbuchlich gesichert wurde.

Kaum geschaffen – schon in Gefahr
Kaum drei Monate nach Unterzeichnung dieser Verträge wurde bekannt, dass die deutschen Wasserwirtschaftsämter eine massive Verbauung des dem Reservat gegenüberliegenden deutsch gewordenen Ufers planten. Offensichtlich wollten sie durch die wenigstens einseitige Kanalisierung der Wutach dem Buchstaben des Staatsvertrages von 1964 Genüge tun, der die neue Landesgrenze als Klothoidenlinie 8 Meter vom deutschen Ufer entfernt in der Flussmitte definiert hatte. Es begann beidseits der Landesgrenze ein jahrelanger harter, zeitweise dramatischer Kampf. Durch die auf deutscher Seite geplanten massiven baulichen Eingriffe, für welche die Geldmittel bereits freigestellt waren, wäre der Wert des neu geschaffenen Auenwaldreservates schwer beeinträchtigt, wenn nicht völlig zerstört worden.

Enge Zusammenarbeit über die Grenze
Die Randenvereinigung nahm sofort Verbindung auf mit dem Schwarzwaldverein jenseits der Grenze. Dessen Präsident, Fritz Hockenjos, insbesondere aber die Vorsitzende der Ortsgruppe Stühlingen, Frau Erika Scheuch, stellten sich vorbehaltlos hinter dieses Anliegen. Mit beispiellosem Einsatz bemühten sie sich, dem Schutzgedanken auch auf deutscher Seite bei der Bevölkerung und den Behörden zum Durchbruch zu verhelfen. Hüben wie drüben wurden Gutachten bei anerkannten Pflanzensoziologen

(z.B. Dr. Gerhard Hügin aus Freiburg i. Br.) über die einmalige Bedeutung der erneut gefährdeten Auenwaldvegetation und bei engagierten Gewässerschutzfachleuten (z.B. Prof. Dr. Ing. Eduard Kirwald) über die Möglichkeiten und Vorteile schonender, natürlicher Ufersicherungen anstelle massiver Verbauung in Auftrag gegeben, erstellt und in Versammlungen der lokalen Bevölkerung vorgestellt.

Nach zahllosen Besprechungen, Besichtigungen und Briefwechseln über die Grenze hinweg konnte zwischen den Vertretern der beidseitigen Landesregierungen schliesslich 1976 vereinbart werden, dass auf der umstrittenen Wutachstrecke den Ansprüchen des Naturschutzes Priorität über alle anderen Erfordernisse zu geben sei.

Das vorhandene Verbauungsprojekt wurde auf Geheiss der Landesregierung radikal umgestellt. Im Winter 1977/78 erfolgten nun naturnahe Eingriffe des Wasserwirtschaftsamtes Waldshut, aus welchem sich insbesondere Herr Wolf Pabst mit viel Idealismus und Verständnis für äusserst sorgfältige, schonende Ausführung einsetzte. Heute sind die Massnahmen kaum noch erkennbar.

Diese Projektänderung hatte noch eine andere Folge: Der Staatsvertrag vom 23. November 1964 definierte die Landesgrenze in der Mitte der Wutach. Sie dauernd dort zu halten hätte den Bau eines durchgehend 16 Meter breiten Kanals in Klothoidenlinie erfordert. Durch den Verzicht auf Verbauungen zur Erhaltung des Auenwaldreservates musste daher eine andere Lösung gesucht werden. Die Vertragspartner einigten sich Mitte der siebziger Jahre darauf, die Landesgrenze im Bereich der Seldenhalde unabhängig vom Wutachverlauf festzulegen. Dazu wurde die vereinbarte Grenzlinie auf einen vermarkten Polygonzug in sicherem Abstand auf dem schweizerischen Ufer eingemessen. Mit den festgelegten Abständen kann die Landesgrenze – ohne Rücksicht auf den Wutachverlauf – einwandfrei bestimmt werden.

Grenzüberschreitendes Reservat

Im Verlauf der unzähligen Aussprachen und aufgrund der verschiedenen pflanzensoziologischen Gutachten zeigte sich, dass die beidseitigen Ufergelände im Bereich der Seldenhalde auf einer Länge von rund 1.5 Kilometern einen sehr naturnahen Charakter und eine selten gewordene, schutzwürdige Vegetation tragen. Die Randenvereinigung suchte daher nach Möglichkeiten, das seit 1972 bestehende Auenwaldreservat fluss-

Abb. 23: Im Auenwaldreservat «Seldenwis» blühen die Märzenbecher zu Tausenden.

abwärts auszudehnen. Gleichzeitig setzte sich insbesondere der Schwarzwaldverein dafür ein, dass der gesamte gegenüberliegende deutsche Uferstreifen ebenfalls unter Naturschutz gestellt wurde. Man wollte dadurch die Voraussetzungen schaffen, dass die Wutach innerhalb dieser Zone nach ihren eigenen, natürlichen Gesetzmässigkeiten frei fliessen kann.

Die Gemeindebehörde Schleitheim zeigte sich erneut bereit, der Randenvereinigung weiteres Ufergelände zu verkaufen. Noch einmal war das für die Eigentumsübertragung und die Unterschutzstellung nötige amtliche Prozedere auf verschiedenen Ebenen durchzuspielen. Nochmals sicherten Bund, ETH und Kanton ihre finanzielle Unterstützung zu.

Am 9. Mai 1978 war es dann soweit: Im Zivilschutzzentrum Schleitheim-Oberwiesen wurden in einer denkwürdigen Feier im Beisein von Regierungsrat Ernst Neukomm und von verschiedenen Amtsträgern und Wissenschaftern die umfangreichen Verträge für die Eigentumsübertragung an die Randenvereinigung und die grundbuchliche Unterschutzstellung unterzeichnet. Damit erhielt das Reservat, in dem die Wutach sich auch künftig frei bewegen darf, eine eigene vermarkte und vermessene Fläche von

gut 10 ha, die sich auf eine Uferlänge von 1.5 Kilometern erstreckt. Die Zeitungen berichteten über ein Schutzgebiet nicht nur von nationaler, sondern europäischer Bedeutung, und erstmals war auch das Fernsehen dabei.

Um die gleiche Zeit liefen auf deutscher Seite, gestützt auf pflanzensoziologische Gutachten und Vorschläge, die Vorarbeiten für die Schaffung eines Naturschutzgebietes gegenüber dem schweizerischen Reservat. Nach einem langwierigen Vernehmlassungsverfahren wurde schliesslich durch Verordnung des Regierungspräsidiums Freiburg i. Br. vom 19. Juli 1982 auch das deutsche Ufergelände mit einer Fläche von 13.7 ha zum «Naturschutzgebiet Auäcker» erklärt. Sein Schutz geht allerdings weniger weit als im schweizerischen Gegenstück. Zwar sind Bauten und Anlagen untersagt, darf die Bodengestalt einschliesslich des Wutachufers nicht künstlich verändert werden, darf die einheimische Pflanzen- und Tierwelt nicht gestört oder verändert werden, aber die Fortführung der «ordnungsgemässen» land- und forstwirtschaftlichen Nutzung in der bisherigen Art und Intensität ist darin weiterhin erlaubt.

Internationale Beziehungen im Kleinen

Im Verlauf des jahrelangen Kampfes um die unangetastete Erhaltung des letzten Restes einer Urlandschaft an der Wutach waren sich die ideellen Organisationen, aber auch die Behörden und Amtspersonen und Teile der interessierten ansässigen Bevölkerung beidseits der Landesgrenze bei der Verfechtung gemeinsamer Anliegen sehr viel näher gekommen. Gegenseitige Achtung entstand und Freundschaften wurden geknüpft. Der Schwarzwaldvereinsgruppe Stühlingen war eine ansehnliche Zahl Schaffhauser beigetreten, und Stühlinger besuchen seither vermehrt Schaffhausen und seine Veranstaltungen. Ein Zeugnis dieser Beziehungen ist auch die Neuerrichtung des Fussgängersteges über die Wutach, wie er vor langer Zeit schon einmal bestanden hatte.

Der jahrelange harte Kampf und zähe Einsatz, der, ausgehend von lokalen Natur- und Heimatfreunden, engagierten Behörden- und Amtspersonen und Naturwissenschaftern, bis in die höchsten Regierungsstellen beider Länder Erstaunen weckte, ist vorbei. Wer dabei war, darf heute mit Befriedigung und auch etwas Stolz sagen: Die Mühe hat sich gelohnt!

Untersuchungen der ETH im Auenwaldreservat

Jean-François Matter

Naturwaldreservate – Urwälder von morgen

Das Hochschulwissen über die Technik der Waldbehandlung stützt sich vorwiegend auf Erfahrungen und Forschungen in naturfremden, künstlichen Waldungen, da sich die Bewirtschaftung von Wäldern bis zum Ende des letzten Jahrhunderts hauptsächlich an den Methoden der Landwirtschaft und des Feldbaus orientiert hat: das hat zur Wahl von schnellwachsenden Baumarten, Reinkulturen, grossflächigen Arbeitsverfahren und weitgehender Mechanisierung geführt. Dabei entstanden Wälder, die sehr anfällig gegenüber Schäden durch Insekten, verschiedene Krankheiten, Stürme und Umwelteinflüsse waren. Naturnahe gemischte Wälder mit ungleichaltrigen Beständen sind gegenüber diesen Einwirkungen viel widerstandsfähiger.

Auch die zunehmenden Lohnkosten lassen einen naturnahen Waldbau als sinnvoll erscheinen: kostenlose Naturkräfte werden zweckmässig eingesetzt und teure Eingriffe des Menschen auf ein Minimum reduziert, und zwar, um unerwünschte Entwicklungen zu korrigieren, wertvolle Baumarten und Einzelstämme zu begünstigen und die Verjüngung und den Aufbau eines natürlichen Waldes zu sichern. Ein solcher Waldbau setzt voraus, dass man die natürlichen Lebensabläufe von Waldungen kennt, die sich selbst überlassen sind. Naturwaldreservate sind Wälder, die diese Bedingungen erfüllen: auf Holzernte inklusive Dürrholznutzung, auf Pflegeeingriffe und Pflanzungen wird verzichtet. Damit sind diese Reservate auf dem Weg, sich zu Urwäldern von morgen zu entwickeln, zu Freiluftlaboratorien, die das Studium der natürlichen Lebensabläufe von Waldungen erlauben.

Methoden der Naturwaldforschung

Die Forschung in Naturwaldreservaten basiert auf periodisch wiederkehrende, auf sehr lange Dauer angelegte Erfassung und Dokumentation der Entwicklung von Waldbeständen. Je länger der Zeitraum der Beobachtungen ist, desto grösser wird der Wert der Erkenntnisse, die sich aus den Messungen ableiten lassen. In ausgewählten Dauerflächen werden sämtliche Bäume, die einen Durchmesser von 4 cm in 1,3 m Höhe erreichen, markiert und nach folgenden Merkmalen inventarisiert: Baumart, Höhe, Kronenabmessung, Schichtzugehörigkeit, Vitalität, Entwicklungspotenzial und eventuelle Schäden. Die wiederholte Erfassung dieser Daten erlaubt Aussagen über den Waldaufbau und die Entwicklungsdynamik.

Waldreservate in der Schweiz
Die Professur für Waldbau (Prof. Dr. J.-Ph. Schütz), am Departement für Wald- und Holzforschung der ETH Zürich, führt das Projekt der Naturwaldforschung derzeit in ca. 40 Waldreservaten mit einer Gesamtfläche von ungefähr 1000 Hektaren durch. Die Flächen sind über das ganze Land verteilt und wurden so ausgewählt, dass sie die wichtigsten Waldtypen unseres Landes repräsentieren. Die meisten dieser Naturwaldreservate wurden in früheren Zeiten forstwirtschaftlich genutzt. Sehr selten sind Reservate, die aufgrund ihrer speziellen Lage vom Menschen nahezu unbeeinflusst blieben, wie etwa in der Schweiz Scatlè und Derborence.

Eigenheiten der Auenwälder und Auenwaldreservat an der Wutach
Der Lauf der meisten Flüsse und Bäche, denen wir in unserem Land begegnen, wurde von Menschenhand begradigt und verbaut, um die Anwohner vor den Launen dieser Wasserläufe zu schützen: ohne den regulierenden Einfluss des Menschen erodieren und wechseln diese Gewässer ihr Bett, überfluten die Uferregionen regelmässig und lagern Geröll und Sand ab. Diese ständigen Veränderungen bringen eine vielgestaltige Vegetation hervor. So bilden sich in solch natürlich entstandenen Flusslandschaften charakteristische Auenwälder aus.

Der grösste Teil des Flusslaufes der Wutach wurde schon seit langem korrigiert. Eine Ausnahme bildete früher das Stück längs der Schleitheimer Seldenhalde. Die Lage im Grenzgebiet und besondere Übereinkünfte über den Grenzverlauf haben dazu geführt, dass der Flusslauf sich selbst überlassen wurde. In den vergangenen Jahrhunderten hat daher die Wutach im Bereich zwischen Grimmelshofen und Oberwiesen ihr Bett ständig verlegt; die immer wieder neu entstandenen Landflächen wurden aber nicht bewirtschaftet und damit die Ausbildung eines Auenwaldes ermöglicht. So stellt das heutige Totalreservat Seldenhalde an der Wutach einen für die Schweiz seltenen Auenwald dar. Das Reservat wurde übrigens in das Bundesinventar der Auengebiete von nationaler Bedeutung aufgenommen.

Der frühere Waldbauprofessor an der ETH, Prof. Dr. H. Leibundgut, hat dieses Reservat folgendermassen beschrieben: «Die Wutach ist ein typisches, im Bereich der Seldenwis unverbautes, mäandrierendes Flüsschen mit kleinflächig schöner Ausbildung aller Typen der Flussaue: Kiesbänke mit einjährigen Fluren und Kriechrasen, Flussröhrichten, Weidengebüschen, Weiden- und Grauerlenwald, Eschenmischwald und angrenzender Hartholzaue. Kaum anderswo in der Schweiz bieten sich so gute Gelegenheiten, die Dynamik und Sukzession der Flussauen auf kleiner Fläche zu studieren und zu demonstrieren. … Diese Dynamik steht in scharfem Gegensatz zur

Abb. 24: Blick auf die deutschen «Auäcker» (links) und das Reservat «Seldenwis».

Abb. 25: Schneeschmelze: der Auenwald ist überflutet.

Abb. 26: Durch die sommerlich üppige Urwaldvegetation.

relativen Stabilität der angrenzenden Waldvegetation ausserhalb des Flussbereiches. Solche Flussstrecken sind in Mitteleuropa zur Seltenheit geworden. Das Wutachreservat bildet daher ein Lehr- und Forschungsobjekt von allergrösstem Wert.»

25 Jahre natürliche Waldentwicklung an der Seldenhalde

Das Reservat wurde für eine möglichst detaillierte Erforschung der verschiedenen Waldtypen in kleine Teilflächen unterteilt. Damit wurde den grossen Unterschieden in den Wuchsbedingungen Rechnung getragen, die einerseits zwischen der eigentlichen Aue (d. h. die Geländekammer zwischen Fluss und Hangfuss) und der ebenfalls im Reservatsperimeter enthaltenen Hangpartie (zwischen Hangfuss und Waldweg) sowie innerhalb der Aue zwischen den bezüglich dem Wasserspiegel unterschiedlich hoch liegenden Terrassen bestehen.

Die erste eigentliche Waldaufnahme erfolgte nach Erledigung der nötigen Vorarbeiten (Gebietsunterteilung, Erstellung einer Mikroreliefkarte, Vegetationskartierung, Vermessung) im Jahre 1977 bzw. 1982 für die Reservatserweiterung. Wiederholungen der Aufnahmen erfolgten 1987 und 1997.

Seit der Erstaufnahme sind also 20 Jahre (15 Jahre im Falle der Erweiterung) verflossen, ohne Nutzungen, ohne pflegerische Eingriffe durch den Förster. Was können wir heute sehen, was können wir heute schon ableiten aus diesen Beobachtungen?

Zuerst können wir von aussen feststellen, zum Beispiel vom Wutachsteg oder vom deutschen Ufer aus, dass der Wald noch steht und lebt: in den letzten Jahren haben keine natürliche oder katastrophenbedingte Zusammenbrüche, wie wir sie von Bildern älterer Urwälder kennen, stattgefunden. Die Bestände befinden sich also in einer momentanen Phase natürlicher Stabilität. Entsprechend können wir auch nicht über spektakuläre Erneuerungsprozesse berichten.

Wenn wir aber etwas aufmerksamer hinschauen, vom Waldweg am Hang oder vom Pfad durch die Aue aus, so fallen uns sehr schnell die vielen toten Bäume auf. Zuerst natürlich diejenigen, die uns den Weg versperren, aber auch die liegenden sowie mehr oder weniger schräg stehenden «Baumleichen». Sicher ein ungewöhnliches, für manche auch ein störendes Bild. Hierin unterscheidet sich der genutzte Wald vom Waldreservat, in welchem mit dem Verzicht auf normale Waldbewirtschaftung und Holznutzung auch die für «Ordnung» sorgende Hand des Försters fehlt. Das Absterben von Bäumen gehört in der Tat zu den völlig natürlichen Lebensabläufen in einem naturbelassenen Wald: Bäume wie Menschen erreichen irgendwann

ihre natürliche Altersgrenze oder werden durch Krankheiten oder Parasiten befallen. Als Beispiele eines solchen frühzeitigen Absterbens kann man in der Seldenhalde insbesondere erwähnen: erstens zahlreiche der totstehenden Fichten, die während den warm-trockenen achtziger Jahren durch den mit Recht befürchteten «Buchdrucker» befallen worden sind, was uns und dem Forstverwalter grosse Sorgen bereitete; zweitens das vermutlich weniger wahrgenommene «Ulmensterben», eine durch einen spezialisierten Bastkäfer in ganz Europa verbreitete tödliche Pilzinfektion der Ulme.

Der weitaus grösste Teil der in der Zeit seit der Unterschutzstellung der Seldenhalde abgestorbenen Bäume sind jedoch weder an Altersschwäche noch an Krankheiten gestorben, sondern am unerbittlichen Kampf um den Raum: es ist nicht nur der Stammdurchmesser, der von der frühen Jugend an mit dem Alter zunimmt, sondern vor allem der Platzanspruch der Baumkronen, der ebenfalls immer grösser wird; die Konkurrenz zwischen Nachbarn um einen «Platz an der Sonne» wird zum Überlebensfaktor. Im bewirtschafteten Wald greift der Förster in diesen Konkurrenzkampf ein, indem er den qualitativ besseren Individuen durch Entfernen ihrer schärfsten Konkurrenten hilft; der Kampf wird dadurch für den Laien unsichtbar gemacht, und die entfernten Stämme sind die Verkaufsprodukte der Forstbetriebe. Im Naturwald gilt hingegen das Gesetz des Stärkeren um Leben und Tod, und die Opfer können wir sehen.

Die Baumarten sind bei diesen Ausscheidungsprozessen nicht gleichmässig betroffen. Den weitaus grössten Anteil der abgestorbenen Bäume bilden die Baumweiden und Grauerlen, die zu den kurzlebigen, konkurrenzschwachen Arten der ersten Besiedelungsstadien der Aue gehören. Auf diesen Flächen nimmt dagegen bei den lebenden Bäumen der Anteil der anspruchsvolleren Arten, insbesondere der Esche, stark zu.

25 Jahre sind nur ein kleiner Ausschnitt im Lebenszyklus eines Waldes. Auch im Falle der raschen Veränderungen im Auenwald benötigen wir weit längere Zeiträume der Beobachtung, um zu einem umfassenden Verständnis zu gelangen. Wir hoffen, dass die Fortsetzung dieser Arbeiten uns dem gesetzten Ziel näher bringt.

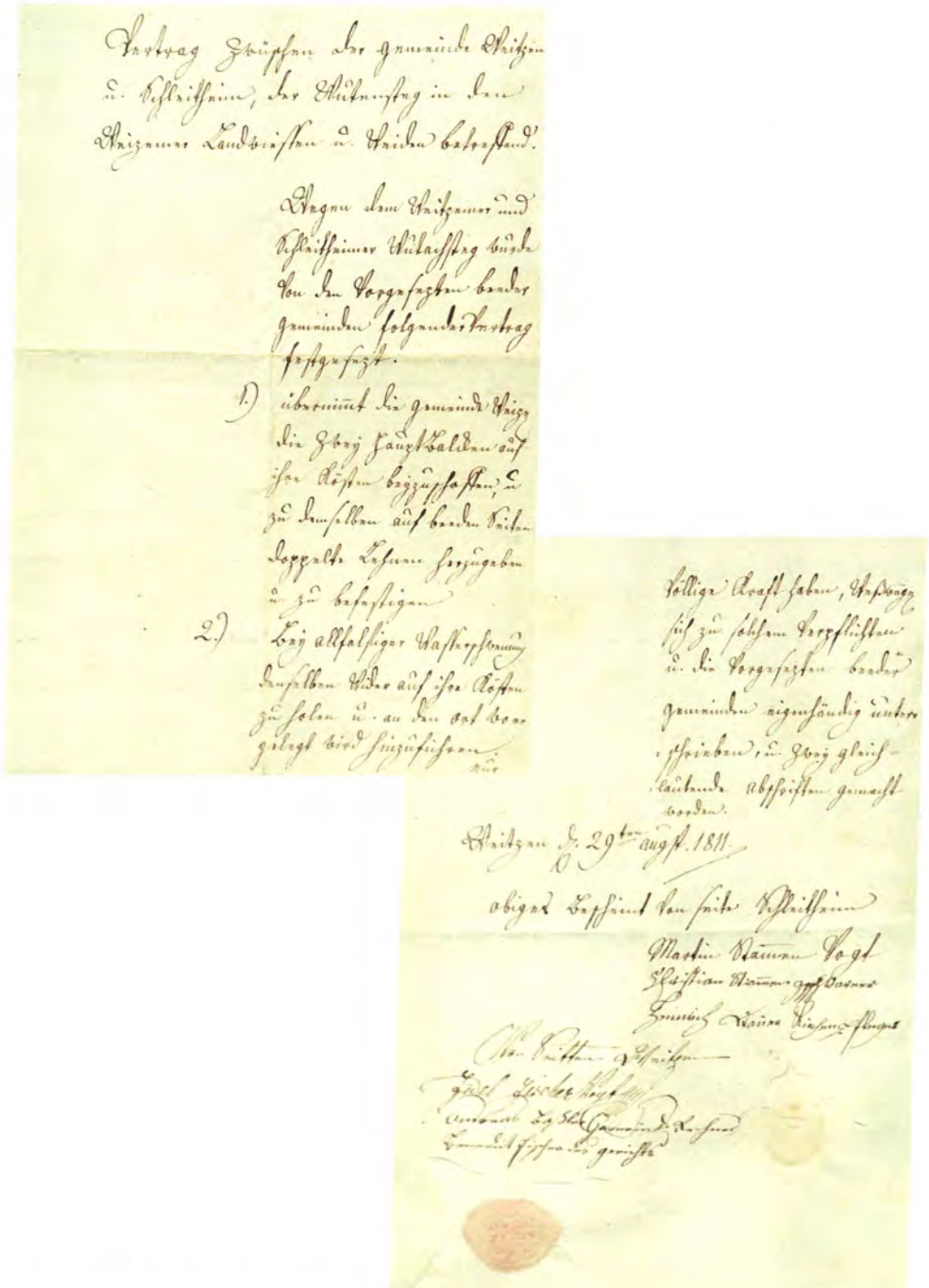

Abb. 27: Erste und letzte Seite des Vertrags von 1811 zwischen Schleitheim und Weizen über die Neuerrichtung des Wiizemerstegs. Gemeindearchiv Schleitheim.

Der «Wiizemersteg» – Zerstörungen und Wiederaufbau

Willi Bächtold

Mühlen, Brücken und Stege waren der wütenden Ach seit je am meisten ausgesetzt. In den Archiven schlummern unzählige Dokumente, die von den Zerstörungen durch die periodisch auftretenden Hochwasser berichten. Aber auch vom Willen und von der Kraft der Talbewohner, ihre Bauwerke und den Verkehr mit den Nachbarn jenseits des Flusses wieder herzustellen. Der «Wiizemersteg», die Verbindung zwischen Schleitheim und Weizen, ist nur ein Beispiel dafür. Fügt man die Nachforschungen über diesen exponierten Übergang zusammen, ergibt sich eine fast unglaubliche Geschichte.

Eine Brücke beim heutigen Grenzübergang Schleitheim/Stühlingen existiert erst seit 1756. Dem «Wiizemersteg» kam daher früher wahrscheinlich eine grössere Bedeutung zu. In der direkten Verlängerung des Ehrenbachtales gelegen, diente er einem grösseren Einzugsgebiet als kürzester Weg nach dem Klettgau und der Stadt Schaffhausen. Die nächsten Wutachübergänge waren wutachaufwärts die Brücke in Grimmelshofen, flussabwärts die Furt sowie der Stühlinger Steg, beide bei der Einmündung des Schleitheimerbaches gelegen, sowie die Hallauerbrücke unterhalb des Städtchens Stühlingen. An der heutigen Stelle befindet sich der Steg erst seit 1853. Vorher überspannte er ca. 250 Meter weiter westlich die noch nicht korrigierte Wutach. Hatte der Steg früher eine praktische und wirtschaftliche Bedeutung, dient er heute vor allem dem lokalen grenzüberschreitenden Tourismus.

Seit dem 17. Jahrhundert bekannt

Die Anfänge des «Wiizemersteg» liegen im Dunkeln. Der erste bekannte schriftliche Hinweis: «Weitzheimer Steeg uff der Wuethach», findet sich in einem Stühlinger Oberamts-Protokoll vom 18. März 1666 (Generallandesarchiv Karlsruhe), in einer Streitsache zwischen dem Müller und dem Wirt von Weizen (Mitteilung von Hans Fischer, Weizen/Rielasingen). In den Akten des Gemeindearchivs Schleitheim erscheint in der Gemeinderechnung vom Jahr 1671 ein Ausgabenposten für den Steg, und auf einer Planskizze von 1699 ist die Lage des Wutachsteges angegeben. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurde der Steg, gemäss Gemeinderechnungen, fast in jedem Jahrzehnt ein- oder zweimal wiederhergestellt. Erst aus dem 19. Jahrhundert sind Verträge und Abrechnungen vorhanden, und in den Gemeinderats-

protokollen ist der Steg Gegenstand vieler Verhandlungen. Im ersten Vertrag aus dem Jahre 1811 sind für den Neubau Materiallieferungen und andere Leistungen der beiden Gemeinden geregelt. Amüsant ist der Vermerk, dass der bisher übliche, von der Gemeinde Schleitheim spendierte Trunk als «eine abgethane Sache» anzusehen sei.

1841 war der Steg derart baufällig, dass er auf Geheiss des Bürgermeisteramts Weizen beseitigt wurde. Schleitheim wollte aber die alte Verbindung beförderlichst wieder herstellen. Die dazu geführten Verhandlungen brachten jedoch keine Einigung. Hauptstreitpunkt war der Standort. Die Gemeindeversammlung von Weizen fand sogar, es brauche keinen neuen Steg mehr. Es werde damit nur der Trunksucht und Schmuggelei Vorschub geleistet. Die Verbindung sei deswegen nicht unterbrochen, man könne die Hauptbrücke bei Stühlingen benützen. Schliesslich erstellten beide Gemeinden den Steg aber doch am alten Ort. Schon 1849 wurde er vom Hochwasser wieder weggerissen.

1853 an den heutigen Standort

Wieder setzten zähe Verhandlungen wegen dem Standort ein. Die Gemeinde Weizen wollte ihn unbedingt weiter flussaufwärts haben in der Nähe ihres bis zur Wutach führenden Weges. Schleitheim beharrte auf der bisherigen Stelle mit der Begründung, dass zum neuen Standort ein neuer Fussweg über Privatland im Gebiet «Duren» erstellt werden müsste. Die Verhandlungen gestalteten sich mühsam und langwierig. Nachdem sich die übergeordneten Amtsstellen, der Regierungsrat in Schaffhausen und das Bezirksamt in Stühlingen mit der Angelegenheit befasst hatten, willigte schliesslich der Gemeinderat Schleitheim für den Bau am neuen (dem heutigen) Standort ein, sodass im Jahre 1853 ein neuer Steg erstellt werden konnte. Am alten Standort hatte sich dieser ganz auf Gemarkung Weizen befunden, nun lag er vollständig im Schleitheimer Bann.

Immer wieder Hochwasser

Immer wieder beschädigte die hoch gehende Wutach den Steg. 1863 und 1867 wurden umfangreiche Reparaturen nötig, und im Dezember 1869 erlitt dieser einen Totalschaden. Der Neubau, ausgeführt im Sommer 1870 von Michael Meier, Zimmermann, Schleitheim, kostete total Fr. 543.65. Die Gemeinde Weizen beteiligte sich daran mit Fr. 247.90. In den Jahren 1875 und 1881 wurde der Steg wieder stark beschädigt, und im Dezember 1882 vom Hochwasser ganz weggerissen. In Untereggingen wurde er an Land geschwemmt. Beide Gemeinden holten ihren Teil dort ab

und führten das Holz auf den alten Platz. Die Schleitheimer Zimmerleute Heinrich und Hans Kehrmann erstellten im Sommer 1883 einen neuen Übergang unter Verwendung des noch brauchbaren alten Gebälks. Erstmals wurden die Fundamente der Brückenpfeiler aus Beton hergestellt, geliefert vom nahen Zement-Geschäft Anton Gäng in Weizen. Der Steg wurde in jenen Jahren gut frequentiert. Täglich überquerte ihn frühmorgens ein Trupp Schleitheimer auf dem Weg ins Wutachtal zur Arbeit am Bau der Strategischen Bahn und im Zementwerk beim «Weizener Häusle».

Das ungeheure Hochwasser vom 6. Juni 1895 überstand natürlich auch unser Steg nicht, er wurde von den Fluten fortgetragen. Die Gemeinde Schleitheim errichtete sogleich einen Notsteg, ohne mit der Gemeinde Weizen zu verhandeln, ersuchte diese aber nachträglich, sich mit Fr. 100.– an den Kosten zu beteiligen. Um den Flussübergang in den folgenden Jahren zu gewährleisten, reparierte man den Steg verschiedentlich. Im Sommer 1901 war es wieder soweit, dass sich ein Neubau aufdrängte.

Planung einer Eisenkonstruktion

Der schon früher auch von der Gemeinde Weizen geäusserte Wunsch nach einem Steg in Eisenkonstruktion wurde wieder aufgegriffen. Der Gemeinderat Schleitheim kontaktierte den Wasserbauinspektor des Kantons Schaffhausen, worauf dieser einen Kostenvoranschlag erstellte. Das Grossherzoglich-Badische Bezirksamt Bonndorf wünschte darauf vom Gemeinderat Schleitheim in Sachen Wutachsteg informiert zu werden. Vom Kantonalen Wasserbauinspektor J. Spahn lagen nun zwei Projekte mit Plänen für einen eisernen Steg vor. Kostenvoranschlag für eine Blechbalkenbrücke Fr. 3000.–, für eine solche in Eisen-Fachwerkkonstruktion Fr. 3100.–. Baudirektor Jakob Keller ordnete auf den 2. Mai 1903 eine Besichtigung mit allen Beteiligten auf der badischen Seite des Steges an. Vom Gemeinderat Schleitheim wünschte er vorgängig eine Stellungnahme zu erfahren. Ein Ergebnis bei der Besichtigung kam nicht zustande, da man badischerseits nur einen Drittel der Kosten übernehmen, Schaffhausen diese aber halbscheidig teilen wollte. Der Bezirksamtmann von Bonndorf anerbot sich, weitere Kostenträger zu suchen. Nach dem abschlägigen Bescheid der angefragten Gemeinden Schwaningen, Lausheim, Lembach, Münchingen und Ewattingen teilte der Bürgermeister von Weizen dem Gemeinderat Schleitheim mit, dass anstatt des projektierten eisernen Steges aus Kostengründen wieder ein hölzerner, nach Art des Wutachsteges zwischen Grimmelshofen und Achdorf, zu erstellen sei. Die Parteien verhandelten hin und her, fanden aber keinen gemeinsamen Nenner, sodass die Angelegenheit vorerst ruhte.

Initiative des Verkehrsvereins Schleitheim

Während einigen Jahren war nun kein Wutachsteg mehr vorhanden. Da übernahm der junge und sehr aktive Verkehrsverein Schleitheim die Initiative zur Wiederherstellung der alten Verbindung mit der Gemeinde Weizen. Vorstandsmitglied Hch. Pletscher-Proyer erstellte im Jahre 1912 Pläne und Kostenberechnung (Fr. 2200.–) für einen neuen Steg. Die beteiligten Parteien nahmen am 24. Dezember 1912 einen Augenschein vor Ort und setzten die Verhandlungen im nahen Weizener-Häusle fort. Das von Pletscher gezeichnete Projekt fand allgemein Gefallen. Hauptdiskussionspunkt war wiederum der Kostenverteiler. Eine Einigung kam nicht zustande. Schliesslich unterzeichneten aber doch beide Gemeinden am 12. März 1913 einen ausführlichen Vertrag mit halbscheidiger Kostenbeteiligung. Gezimmert wurde der neue Steg von den Gebrüdern Basler aus Weizen nach den Plänen von Pletscher. Die Betonarbeit führte Hch. Stamm, Baumeister, Schleitheim, aus, die Schmiedearbeiten Kornhaas, Schmied von Stühlingen. Gesamtkosten: Fr. 2360.34. Im Juli 1914 konnte die solide Baute für den Fussgängerverkehr freigegeben werden. Kurze Zeit später brach der Erste Weltkrieg aus. Im April 1916 sperrte der deutsche Grenzschutz den Steg mit Stacheldraht, obwohl dieser ganz auf Schleitheimer Gemarkung lag. Für die restlichen Kriegsjahre war der neue Steg unbenützbar. In der Nachkriegszeit durfte die Grenze an jener Stelle nur mit gültigem Ausweis passiert werden. Wieder nagten die hoch gehende Wutach und der Zahn der Zeit am Bauwerk. 1927 und 1935 behob man die ärgsten Schäden. Die Tage des Wiizemersteges waren aber gezählt. Das Bezirksamt Waldshut drängte schon im Januar 1937 auf eine Beseitigung, da der Steg nicht mehr verkehrssicher sei. Der Gemeinderat Schleitheim dagegen wollte eine Instandsetzung und verhandelte dazu mit der Gemeinde Weizen. Die hohen Kosten schienen aber beiden Gemeinden nicht gerechtfertigt, sodass auf nochmaliges Drängen des Bezirksamts Waldshut der Steg am 21. Dezember 1938 durch Bauamtsarbeiter der Gemeinde Schleitheim abgebrochen wurde.

42 Jahre ohne den Steg

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Wiedererrichtung eines Wutachüberganges kein Thema. Die Beziehungen zwischen den Nachbarn beidseits der Wutach hatten sich vor und während des Krieges ohnehin abgekühlt. Bis in die 60er Jahre waren Grenzübertritte ausserhalb der Zollämter nicht erlaubt. Die Grenzkontrolle wurde beidseitig streng gehandhabt. Von den Zollorganen beider Länder wäre ein derart offener Grenzübergang wohl kaum geduldet worden. 1965 erfolgte eine grössere Grenzkorrektur, wobei man die Flussmitte so weit als möglich als neue Grenze festlegte und die

Abb. 28 und 29: An der feierlichen Einweihung des neuen Wiizemerstegs durch Regierungsrat Ernst Neukomm, Schaffhausen, und Landrat Dr. Bernhard Wütz, Waldshut-Tiengen, nahmen zahlreiche Gäste von beidseits der Landesgrenze teil.

beidseitigen Überstiche ausmerzte. In der Folge setzten auf Initiative der Randenvereinigung Schaffhausen Verhandlungen ein zur Schaffung eines Auenwaldreservates an der Wutach im Gebiet Seldenhalde, Gemarkung Schleitheim. 1973 verkaufte die Gemeinde Schleitheim ein erstes Teilstück der Seldenhalde an die Randenvereinigung. Als 1978 das Reservat durch Kauf des westlichen Teilstücks erweitert werden konnte, wurde auch der Wunsch laut, den früheren Flussübergang wieder herzustellen. Initiant war, wie schon vor dem Ersten Weltkrieg, der Verkehrsverein Schleitheim. Der Gedanke fand bei den zuständigen Behörden und Amtsstellen gutes Gehör. Vorerst galt es aber, zahlreiche Probleme zu lösen. Angefangen bei den Bewilligungen der beiden Bundesregierungen und der Zollorgane über die Finanzierung und Bauausführung bis zur Regelung des künftigen Eigentums des Steges. Dank der speditiven Behandlung und Beförderung von Regierungsrat Ernst Neukomm, Schaffhausen, und Regierungspräsident Dr. Hermann Person aus Freiburg i. Br. konnte das Vorhaben in erstaunlich kurzer Zeit realisiert werden.

Grösser, solider, schöner

Im Frühjahr 1980 erstellten drei zu einem Generalunternehmen zusammengeschlossene Schleitheimer Firmen (H. Pletscher AG, Baugeschäft, Pletscher+Co. AG, Metallbau- und Zaunfabrik, und E. Tenger, Holzbau) den neuen Steg.

Die Bauleitung lag in den Händen des Tiefbauamtes Schaffhausen. Die Kosten von rund Fr. 70000.– trugen beide Länder je zur Hälfte, aufgeschlüsselt auf verschiedene Trägerschaften.

Nun war der «Wiizemersteg» wiedererstanden, grösser, solider und schöner denn je. Mit einem fröhlichen Fest wurde das Bauwerk am 29. Juni 1980 eingeweiht. Der ökumenische Gottesdienst und die offizielle Übergabe konnte am Morgen noch an Ort und Stelle abgehalten werden. Die anschliessende Feier mit Ansprachen und Darbietungen von verschiedenen Vereinen musste dann wegen des einsetzenden Dauerregens in die Ehrenbachhalle nach Weizen verlegt werden.

Seither sind 20 Jahre vergangen. Obwohl sich der Steg eine Patina zugelegt hat, präsentiert er sich heute in erstaunlich gutem Zustand. Zu hoffen ist, dass der «Wiizemersteg» noch lange Bindeglied zwischen den Bewohnern beidseits der Wutach sein kann.

Wie Gips- und Kalkmühlen zu Industriebetrieben wurden

Max Baumann

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bahnten sich Entwicklungen an, die die bäuerlich-handwerkliche Gesellschaft in den Strudel einer tiefgreifenden Wandlung zog. War die Wutach bis anhin nur über klappernde Mühlräder genutzt worden, brachte die durch Wellen, Zahnräder oder Seilzüge übertragene Turbinennutzung der Wasserkraft einigen Gewerbebetrieben auf dem Land plötzlich die Chance, mit der Mechanisierung in den Städten Schritt zu halten. Beispiele für diese Entwicklung sind die Industrieansiedlungen im Weiler Oberwiesen bei Schleitheim und in Weizen an der Mündung des Ehrenbachs in die Wutach.

Fulminanter Start in Oberwiesen

Der Weiler Oberwiesen entstand erst 1870, als mit dem Bau des Stauwehrs und des Kanals an der Wutach zum Betrieb einer leistungsfähigen Gipsmühle begonnen wurde. Schon hundert Jahre früher war hier ein Stollen in die Flüelihalde mit ihren bis zu 30 Meter mächtigen Gipsschichten getrieben worden. Mit dem Beginn des Kartoffelanbaus wurde Gips nicht mehr nur als Baumaterial verwendet, sondern in bedeutenden Mengen als Düngemittel eingesetzt. Dünggips auf die Kleefelder ausgebracht, förderte das Wachstum der im folgenden Jahr gepflanzten Kartoffeln.

Die Betreiber der neuen Gipsmühle am Kanal blickten voller Optimismus in die Zukunft. Mit der Kraft ihrer 60-PS-Turbine wurde bald auch noch eine Sägerei, eine mechanische Werkstatt und eine Bau- und Möbelschreinerei betrieben. Ebenfalls noch in den 70er Jahren entstand in Oberwiesen eine Spinnerei mit einer eigenen, etwas stärkeren Turbine.

Das bittere Ende

Bis 1903 boten die «Wutachwerke» der Bevölkerung willkommene Arbeitsplätze. Dann kam das bittere Ende: Die Gipsunion kaufte die Mühle und legte sie still. Wasserkraftanlage, Sägerei und Mühle kamen unter den Hammer. Etwas länger hielt sich die Leinenspinnerei und -weberei. Sie verarbeitete Flachs und Hanf zu währschaften Garnen und Tüchern, die sie als Haushaltsgewebe gegen die Bezahlung der Fabrikationskosten an die bäuerlichen Lieferanten der Rohstoffe zurücklieferte. Auch Bahn, Post und Mili-

tär waren Abnehmer. Dennoch kam sie auf keinen grünen Zweig und fusionierte schliesslich mit der Leinenspinnerei Niederlenz. Während des Ersten Weltkriegs blühte das Webereigeschäft zwar noch einmal auf, doch 1918 musste der ganze Maschinenpark nach Niederlenz verlegt werden.

Die Saat geht doch noch auf

Um der um sich greifenden Arbeitslosigkeit entgegenzutreten, suchte eine kommunale «Industriekommission» nach Interessenten für die leer stehenden Fabrikgebäude und die Wasserkraftanlagen. Einer Schnürriemenfirma gewährte die Gemeindeversammlung für fünf Jahre Steuerfreiheit auf das investierte Kapital, lieferte gratis Baumaterial und ermächtigte die Industriekommission, anderen Unternehmen dieselben Vergünstigungen zu offerieren.

Das Schuhriemenwerk kam nie richtig in Schwung und schloss seine Pforten nach wenigen Jahren. Auch anderen Firmen war auf die Dauer kein Glück beschieden, so der Motorradfabrik «Standard» und einer «Baustoff AG», die aus Zement und Stühlinger Tuffsanden Bausteine fabrizierte. Ein Betrieb, der aus Solingen Messer und Rasierklingen als Halbfabrikate importierte und schliff, ging ebenfalls ein.

Dauernder Erfolg war nur den beiden Unternehmern Georg Pletscher und Benoit Gonon beschieden. Sie gründeten ihre Firmen zur selben Zeit, 1926, als alle andern Betriebe scheiterten; Pletscher in Dorfnähe eine bescheidene Zaunfabrik, Gonon sein Parkettböden herstellendes Werk in der ehemaligen Gipsmühle in Oberwiesen. 1946 erwarb das aufstrebende Familienunternehmen Pletscher die Liegenschaften der abgegangenen Spinnerei-Weberei und übersiedelte nach Oberwiesen. Hier wurde der Holzbearbeitung eine Abteilung für Metallbau angegliedert. Heute liefert Pletscher+Co. AG neben Zäunen aller Art Holzprodukte für den Garten, Falt- und Schiebtore, ja sogar schlüsselfertige Werkhallen. Ihre Kunden sind Privatpersonen, Baufirmen, Architekten und Grossverteiler.

Nutzung der Wasserkraft

Mit den Wutachwerken hatte Benoit Gonon auch die Konzession zur Nutzung der Wasserkraft übernommen. Als die Nachfrage nach Parkettböden nachliess, stellte Eugen Gonon auf die Herstellung von Kunststoffverpackungen um. Werkzeuge, Maschinen und Formen entstanden im eigenen Betrieb. Der durch das weitläufige Fabrikareal fliessende Wutachkanal speiste ein geschlossenes Wasserumwälzsystem, das als Förderband für die von

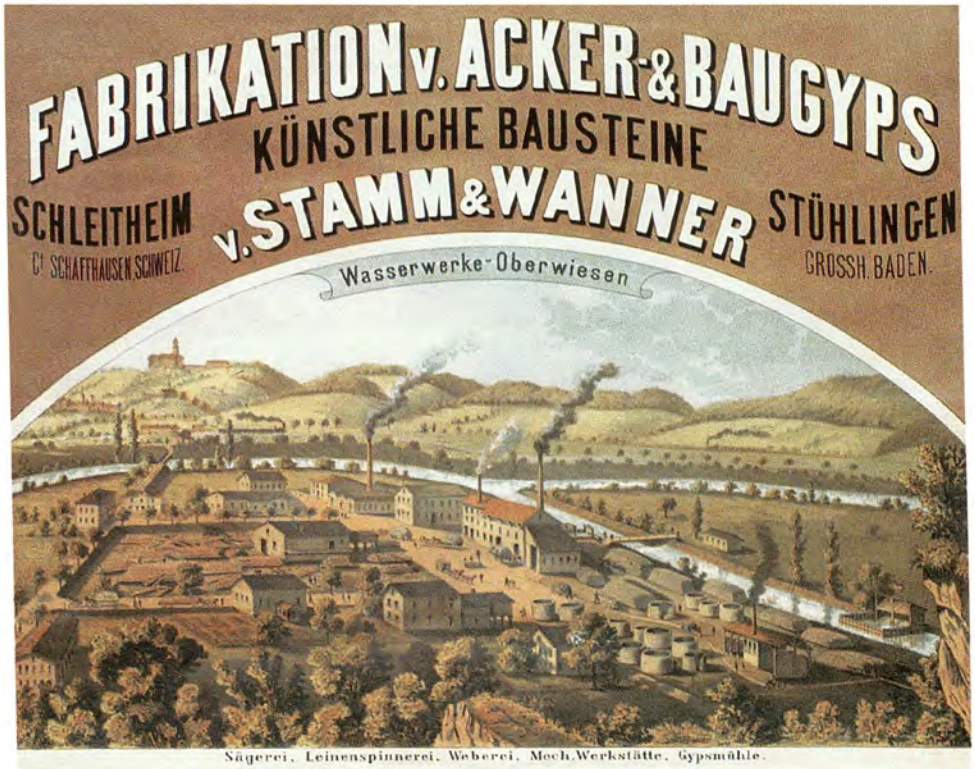

Abb. 30: Werbeplakat um 1900 für Gewerbe und Industrie in Oberwiesen.

Abb. 31: Bergmannswerkzeug im Gipsmuseum Schleitheim-Oberwiesen.

Abb. 32: Am Wanderweg in den Flühen erinnern stumme Zeugen an die 1891 vom Hochwasser zerstörte Moggerenmühle.

den Maschinen ausgespuckten Artikel diente. 1947 wurde die Turbine des Kleinkraftwerks erneuert. Nicht zuletzt die Einführung neuer Vorschriften für Restwassermengen in Fliessgewässern aber führte 1991 zur Stilllegung der alten Anlage. Die Staustufe beim Kanaleinlauf konnte so aufgeschüttet werden, dass sie für Wanderfische passierbar wurde.

Inzwischen konzentriert sich die Firma Gonon auf die Herstellung von Bauisoliermaterialien aller Art. Sie ist der grösste Arbeitgeber der Gemeinde Schleitheim. Ausserdem beschäftigt sie eine ganze Lastwagenarmada des örtlichen Transportgewerbes.

Pletscher und Gonon schufen in den «oberen Wiesen» das, was den Pionieren mit Hilfe der Wasserkraft der Wutach vorgeschwebt hatte: ein Industriezentrum für Schleitheim.

Roman-Cement aus Weizen

Die Geschichte der Firma Stotmeister in Weizen beginnt mit Anton Gäng, dessen Vater, der «Ziegler Bartle», bei der Lehnmühle an der Mündung

Abb. 33: Das Kommunikations- und Marketingzentrum der Firma Sto AG in Stühlingen-Weizen.

des Ehrenbachs in die Wutach eine kleine Ziegelei betrieb. Nach seiner Gesellenwanderung begann Anton um 1860 die Ziegelei in eine Kalkbrennerei umzuwandeln und Zement herzustellen. Der Bedarf für den neuen Baustoff stieg rasch, das Unternehmen blühte auf, und den Rohstoff Kalk gab es im Wutachtal zur Genüge. Sein Sohn Josef Gäng elektrifizierte das Werk, wobei auch das an der «Strategischen Bahn» gelegene Gasthaus «Zur Sonne» und die Post mit Strom versorgt werden konnten. Um die Jahrhundertwende warb ein Firmenprospekt für den «Roman-Cement» aus Weizen, indem er die Bauwerke aufzählte, zu denen «der Mörtel von diesem Cement bereitet» wurde. Erwähnt sind unter anderen die Eisenbahntunnels und -brücken zwischen Waldshut, Schaffhausen und Konstanz. Für den Bau des «Moserdamms», dem Rheinkraftwerk bei Schaffhausen, wurden 1000 Zentner Roman-Cement verwendet. An der Weltausstellung in Paris im Jahr 1900 präsentierte Gäng ein ganz aus Zement gebautes Modell der Schwarzwaldbahn und auf einer Messe in Strassburg erhielt er 1912 eine Goldmedaille für «hervorragende Erzeugnisse». Im Werk und in den Kalkbrüchen waren damals 150 Arbeiter beschäftigt.

Konkurs und Wiederaufschwung

Doch auch in Weizen wuchsen die Bäume nicht in den Himmel. Ein Konjunkturabschwung und der Tod der beiden Söhne von Josef Gäng im Ersten Weltkrieg brachten den Betrieb an den Rand des Ruins. Nach einer Erholungsphase unter Schwiegersohn Franz Schwarz kam die grosse Wirtschaftskrise und mit ihr 1932 der Bankrott. Das Werk fiel an die Bezirkssparkasse Stühlingen.

Zusammen mit Franz Koch, dem Besitzer der Breisgauer Baustoffwerke, kaufte Wilhelm Stotmeister 1936 den maroden Betrieb für 33 000 Reichsmark. Er überstand den Zweiten Weltkrieg fast schadlos und profitierte in der Folge von der riesigen Nachfrage nach Zement. Zwar zerstörte 1950 ein durch Selbstentzündung im hölzernen Kalklöschsilo ausgebrochener Brand einen grossen Teil der Fabrikanlagen, doch schon sechs Monate danach kam die Produktion wieder in Gang.

Mit «Sto-Putz» zum Grosserfolg

Kurz nach dem Brand begann mit dem «Sto-Putz» eine neue Firmenära. Der Schweizer Malermeister Silvio Pietroboni erfand einen mit Kunstharz gebundenen Zementputz und suchte dafür einen Lizenznehmer. Fritz Stotmeister ergriff die Chance und entwickelte das Produkt zur Marktreife. Der Erfolg von Kunstharzprodukten am Bau übertraf alle Erwartungen. Das «Cement- und Kalkwerk» in Weizen wurde zum Farben- und Putzwerk umfunktioniert und laufend erweitert und modernisiert. Fritz Stotmeister forcierte den Ausbau, gründete Schwester- und Tochterfirmen in vielen europäischen Ländern und in den USA. Als Pionier nahm er bereits 1965 Systeme zur Wärmedämmung, danach zur Betoninstandsetzung und zur Raumakustik ins Angebot. 1996 erhielt die Firma den deutschen Innovationspreis.

Äusserliches Zeichen für das Leitbild «Bewusst bauen» und für den anhaltenden Erfolg der Sto AG ist das neue Kommunikations- und Marketingzentrum, ein spektakulärer Industriebau des englischen Stararchitekten Michael Wilford, der wie ein Raumschiff ins Wutachtal hineinragt.

Literatur

Wanner, Hans (1985): Oberwiesen. In: Geschichte von Schleitheim.
Stotmeister, Jochen (1991): Die Sto AG. In: Heimat am Hochrhein.

Kraftwerk Wunderklingen

Roland Cadario

Bewegte Geschichte

Die Wutach bildet auf einer Länge von etwa zwei Kilometern die nordwestliche Banngrenze von Hallau und gleichzeitig auch die Landesgrenze. Dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, dass die Hallauer, wie viele Anwohner entlang des Flusses, die Wasserkraft mit einer Mühle nutzten. Laut Urkunde aus dem Jahre 1493 kaufte die Gemeinde Hallau von Junker Heinrich von Erzingen im Jahre 1457 den Bannbezirk und die Gerichtsherrlichkeit «Wunderchingen, den Hoff, Lüte, Gerichte und Gütter, die darzu gehören, was hie disshalb der Wuten were,...» Dieser Kauf war klug und weitsichtig, denn damit erwarb sie sich das Recht für die Nutzung der Wasserkraft, womit das Mahlen des Korns gesichert war. Zwar besass Hallau eine Mühle im Dorf, doch war die Wassermenge trotz den angelegten Weihern derart gering, dass diese Dorfmühle manchmal stillstand.

Über 400 Jahre erfreuten sich die Hallauer des Besitzes ihrer «Mühlistatt»; sie hatten zwar während dieser langen Zeit manche Unannehmlichkeiten zu erleiden, insbesondere in der Zeit der grossen Regengüsse. Das relativ umfangreiche Einzugsgebiet der Wutach und der verwilderte Flusslauf trugen dazu bei, dass das Flussbett die Wassermassen oft nicht mehr zu fassen vermochte. So trat das wilde Element verschiedene Male über die Ufer und wurde, wie der Name sagt, zu einem wütenden Wasser, oder wie auf alten Plänen treffend die Bezeichnung lautet, zum «Wutbach». Die Wutach riss Brücken und Dämme weg, nahm mit, was ihr in den Weg kam, richtete auch an Gebäuden und Kulturen vielfach verheerenden Schaden an. Anhand der Chroniken erfährt man öfters, dass die Wutach so gross war, dass sie von einem Berg zum andern ging, das Wuhr zerriss und die Mühle für lange Zeit zum Stillstehen zwang. Im Jahre 1843, als die Wutach wiederum über die Ufer getreten war, wurde mit enormen Kosten eine generelle Korrektur des Flussbettes vorgenommen.

Jahrhundertelang erfreute sich die Mühle einer guten Frequenz. Mit der Aufgabe der Dreifelderwirtschaft verschwand dann aber der Grossanbau von Getreide, und der Betrieb der Mühle Wunderklingen ging zurück. Die enormen Betriebskosten veranlassten die Gemeinde 1876 zum Verkauf der Gewerke einschliesslich der Liegenschaft.

Es war nicht Abenteuerlust, welche die Hallauer schliesslich veranlasste, in Wunderklingen ein Kraftwerk zu bauen. Es war bittere Not der damali-

gen Zeit, nämlich der grosse Mangel an Trinkwasser. Das Jahr 1891 muss als eigentliches Katastrophenjahr bezeichnet werden. Nach einem Frost im Frühling, der den ganzen Weinertrag vernichtete, war der anschliessende Sommer so heiss und regenarm, dass es fast keinen Futterertrag für die Tiere gab. Auch die beiden nachfolgenden Jahre waren regenarm, so dass die zahlreich vorhandenen Quellen stark zurückgingen. In Hallau herrschte eine eigentliche Wassernot.

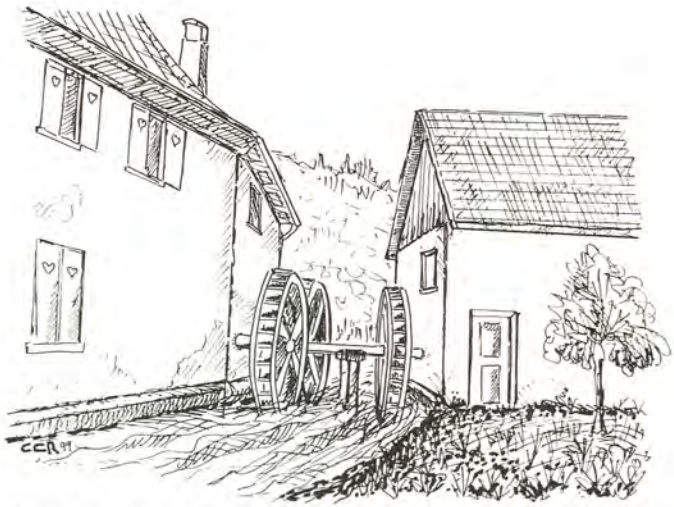

Abb. 34: Die ehemalige Mühle Wunderklingen. Zeichnung von C. C. Rahm, Hallau.

Vom Wasserrad zur Turbine

Die Gefällstrecke der Wutach wurde in Wunderklingen seit Jahrhunderten zum Betrieb der Mühle und einer Säge genutzt. Mit Gottlieb Schweizer (1842–1898) hatte die Gemeinde Hallau einen tüchtigen, unternehmungsfreudigen und weitsichtigen Geschäftsmann. Er entwarf um die Jahrhundertwende 1894/95 ein Projekt, mit welchem die Wassernot auf einen Schlag auf Zeiten gelöst werden konnte.

Die Idee bestand darin, den Kanal über höher gelegenes Gefälle zu führen, um ein grösseres Druckgefälle und damit eine bessere Nutzung der Wasserkraft zu erreichen. Mit der erzeugten Energie sollte das hier reichlich vorhandene Trinkwasser über den Berg nach Hallau gepumpt und zusätzlich ein kleines Elektrizitätswerk betrieben werden.

Am 10. Januar 1895 beschloss die Gemeindeversammlung auf seinen Antrag, den Weiler Wunderklingen zurückzukaufen und bereits am 28. April 1895 wurde mit offenem Handmehr das in der Zwischenzeit erarbeitete Projekt und die Finanzierung gutgeheissen.

Abb. 35: Der Einlauf in den zum Kraftwerk Wunderklingen führenden Kanal.

Abb. 36: Oft ist die Restwassermenge unterhalb des Stauwehrs sehr gering.

Anfänglich arbeiteten mit einer Wassermenge von 2,2 m³/s sogenannte vertikale Girardturbinen mit 110 U/Min auf eine horizontale Transmissionswelle. Normalerweise arbeitete je eine der 75-PS-Turbinen auf einen Generator. Die Transmissionsanlage wurde allerdings so ausgeführt, dass von jeder Turbine aus beliebig der eine oder andere Generator betrieben und auch die kleine 25-PS-Turbine zum Nachtdienst für den elektrischen Betrieb herangezogen werden könnte. Das Sekundärnetz in Hallau war für 550 gleichzeitig brennende Glühlampen zu zirka 25 Watt und 54 Strassenlampen von je zirka 40 Watt berechnet. Am 6. Januar 1896 leuchteten zum erstenmal die 31 elektrischen Leuchtstellen in Hallau. 10 Tage später brach in der Hohwehri Feuer aus, womit auch die Wasserversorgung mit der neu erstellten Hydrantenanlage ihre erste Bewährungsprobe bestand. Der technische Fortschritt verlangte danach stets Erweiterungen und Anpassungen. Die markantesten Umbauten erfolgten beim Elektrizitätswerk 1909 durch die Erhöhung der Leistung und gleichzeitige Umstellung auf Drehstrom sowie durch den Anschluss an das Elektrizitätswerk des Kantons Schaffhausen. Beim Wasserwerk erfolgte 1932 die Umstellung von Quell- auf Grundwasser, womit der Bau eines Filterbrunnens nötig wurde.

Die neuen Anlagen

Nach über 70 Jahren Betrieb wurde das alte Werk im August 1967 zwecks Bau einer neuen Anlage für rund 15 Monate ausser Betrieb gesetzt. Mit der erhöhten Ausbauwassermenge von 3,9 auf neu 5,5 m³/s stieg auch die Maximalleistung auf 410 kW und die mittlere Jahreserzeugung auf 2,4 Mio kWh. Mit der «Verleihung für die Nutzung der Wasserkraft der Wutach in einer Wasserkraftanlage bei Wunderklingen» vom 18. September 1964 wurde der Betrieb auch verpflichtet, mindestens 75 l/sec ständig über das Wehr fliessen zu lassen. Gleichzeitig wurde auch die Wasserversorgung erneuert und ausgebaut. Die Gemeinde Hallau entschied sich damit, in Zukunft das Trinkwasser nur noch aus dem Wutachtal zu beschaffen.

Mit der Inbetriebnahme des neuen Werkes ging leider auch ein Stück Romantik verloren. Die Zeiten waren vorbei, da stets ein Maschinenwärter anwesend sein musste. Am 31. März 1971 räumte der letzte Maschinenwärter die Wohnung über dem alten Maschinenhaus. Verschiedene Reparaturen und Unterhaltsarbeiten der folgenden Jahre wurden mit der Generalrevision 1996 abgeschlossen.

Das Wehr

Durch die Geschichte kann belegt werden, dass bereits vor 1493 eine Mühle an der Wutach stand. Das Gebäude stand damals allerdings direkt am Fluss,

damit das grosse Schaufelrad direkt vom Wasser des Flusses in Bewegung gesetzt werden konnte. Da die Wutach aber im Laufe der Zeit oft ihr Flussbett änderte, musste später ein besonderer Kanal, genannt Wuhr, zur Mühle erstellt werden.

Immer wieder Gesprächsstoff gibt das zum Kraftwerk gehörende Wehr, denn dieses zerschneidet unbestreitbar den Lebensraum verschiedener Fischarten und Kleinlebewesen.

Kritisiert wird auch die aus fischereilicher Sicht ungenügende Restwassermenge, die deutlich unter dem natürlichen Niedrigabfluss liegt. Der Werkkanal trägt wie die weiteren acht Ausleitungen an der gesamten Wutach dazu bei, dass insgesamt 12 km des Wutachlaufes zu Restwasserstrecken degradiert werden.

In den Jahren 1984 und 1993 wurde das Wehr saniert und auf den oft geäusserten Wunsch auch eine Fischtreppe eingebaut. Bald musste aber festgestellt werden, dass jetzt der Entlastungsschütz bei Hochwasser nicht mehr geöffnet werden kann und sich somit bedeutend mehr Geschwemmsel im Kanal ablagert. Dieses zu entfernen ist nicht nur mit hohen Kosten verbunden, sondern auch sehr problematisch, da es mit Lastwagen durch die Schutzzone der Trinkwasserversorgung abgeführt werden muss. Die Fischtreppe musste daher leider wieder ausser Betrieb genommen werden.

Das Problem wurde mit der Versuchsanstalt für Wasserbau, Hydrologie und Glaziologie der ETH Zürich, eingehend studiert und ein im Wasserbau erfahrenes Ingenieurbüro erarbeitete danach ein Projekt für einen Sandfang. Das Projekt liegt nun bei der Verwaltungskommission, welche das weitere Vorgehen zusammen mit dem Gemeinderat Hallau beschliessen muss.

Würdigung

Die Gemeinde Hallau gehört zu den ersten Gemeinden der Schweiz, welche ein kommunales Wasser- und Elektrizitätswerk gebaut haben. Der Name des Werkes zeigt jedoch, dass der grosse Mangel an gutem Trinkwasser die Triebfeder für den Bau dieses kleinen Werkes an der Wutach war. Die Stadt Schaffhausen erstellte ihr Kraftwerk am Rhein 1897 und der Rest unseres Kantons erhielt 1908 elektrisches Licht mit der Schaffung des Elektrizitätswerkes des Kantons Schaffhausen. Das Werk in Wunderklingen legt somit heute noch Zeugnis ab vom dörflichen Wagemut und Fortschrittsglauben.

Leider bis heute noch ungelöst ist die Problematik der nicht funktionierenden Fischtreppe und der weiterhin ungenügenden Restwassermenge. Die Zukunft wird zeigen, wie den Naturschutzbestrebungen am besten entsprochen werden kann.

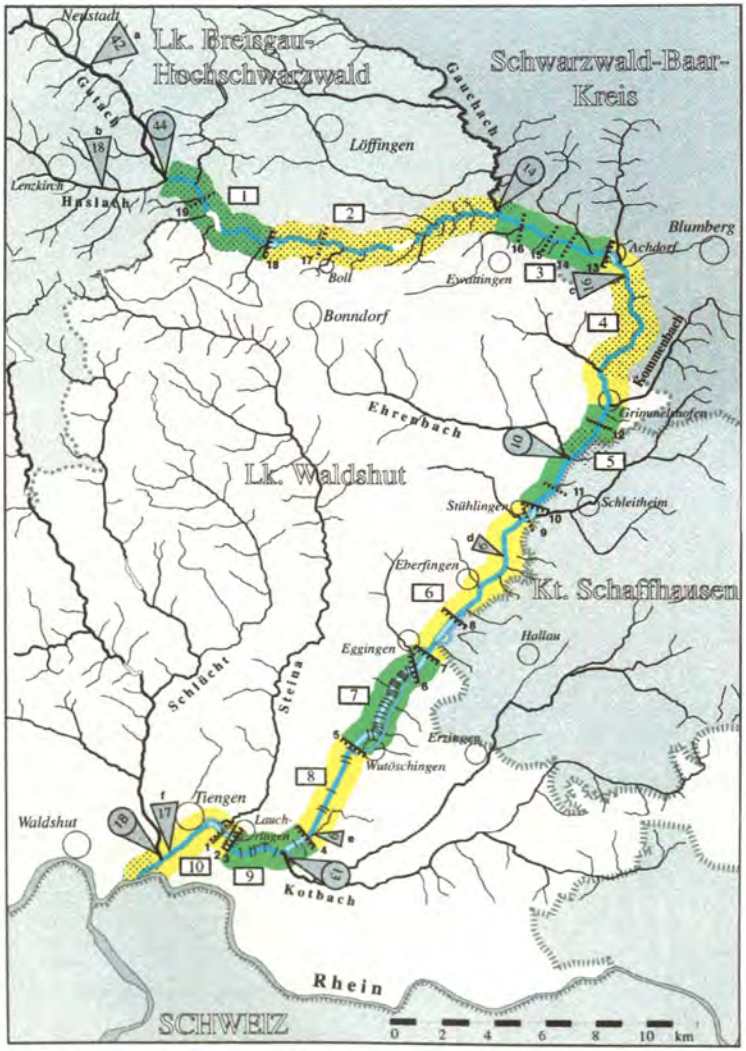

Abb. 37: Die Nutzung der Wutach.

Einleitungen in die Wutach (in 1000 EGW)
- über Zuflüsse
- über Kläranlagen
- Losabschnitt
- 9 Losnummer
- Fischerei eingeschränkt

Wutach verläuft im
- Naturschutzgebiet
- Vogelschutzgebiet

- Wehr (für Fische nicht passierbar)
- Wehr (bedingt passierbar)
- Querbauwerk (bedingt passierbar)
- grössere Sohlschwelle
- natürliches Hindernis
- Restwasserstrecke der Wutach
- Ausleitung

Der fischereiliche Hegeplan für die Wutach

Johannes Ortlepp

Einleitung

Der hier vorzustellende fischereiliche Hegeplan für die Wutach, den grössten Hochrheinzufluss des Schwarzwalds, wurde bereits 1997 im Auftrag des Regierungspräsidiums Freiburg in enger Zusammenarbeit der Fischereibehörden und der betroffenen Fischereiverbände erarbeitet. Ziel der Bewirtschaftungsvorschläge war neben der Sicherung der fischereilichen Ertragsfähigkeit vor allem der Erhalt bzw. die Wiederherstellung eines angemessenen, möglichst natürlichen, sich selbst reproduzierenden Fischbestandes. So stellt der gemeinsam erarbeitete Hegeplan einerseits eine Selbstverpflichtung der Fischereipächter auf die in ihm formulierten Hegeziele dar, zum andern vertritt er diese gemeinsamen Ziele gegenüber anderen Gewässernutzern und der Öffentlichkeit. Bei der Neuverpachtung der Fischereilose 1999 wurden die Vorschläge des Hegeplans praktisch vollständig in die Pachtbedingungen übernommen und sind damit verbindlich.

Die Lebensbedingungen der Wutachfische

Die obere Wutach ist fast ganz der Forellenregion zuzuordnen. Vorherrschende Fischarten sind die Bachforelle und die Groppe. Mittlere und untere Wutach stellen einen Übergang zwischen Forellen und Äschenregion dar. Obschon das wirksame Gefälle in diesen Flussabschnitten durch Sohlschwellen und Aufstauungen reduziert und die Wassertiefe erhöht ist, sodass dieser Bereich eher den Charakter der Äschenregion besitzt, herrscht auch hier die Bachforelle vor, streckenweise ersetzt durch den Alet (Döbel). Der Mündungslauf der Wutach ist ein wichtiges Laichgebiet für Kieslaicher, vor allem für die Äschen, die in grosser Zahl vom Rhein her zuwandern. Vor dem Bau der Rheinstaustufen lagen im Mündungslauf der Wutach wichtige Laichareale des Lachses. Die Zuflüsse zur Wutach sind, sofern von Fischen besiedelt, überwiegend als Forellenbäche einzustufen.

Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts war die Wutach ein international bekanntes, ertragreiches Forellen- und Äschengewässer. Durch die seit etwa 1905 zunehmende Verschmutzung der Wutach durch Abwässer aus dem Neustädter und Kappeler Raum (Papierfabrik, Kieswäscherei) wurde die Wutachfischerei zusehends beeinträchtigt und kam schliesslich fast völlig zum Erliegen. Nach dem Zweiten Weltkrieg erholten sich die Fischbestände kurzfristig, doch bereits in den 60er Jahren nahm die Verschmutzung wie-

der zu und verursachte bis in die 80er Jahre immer wieder Fischsterben. Dank des Baues zahlreicher Kläranlagen, aber auch durch Produktionsumstellung bzw. Stilllegung einiger einleitender Betriebe, ist die Wasserqualität der Wutach in den letzten Jahren zusehends besser geworden.

4,6 km oberhalb der Wutachmündung endet jede Aufstiegsmöglichkeit für Fische an einem natürlichen, ca. 5 m hohen Wasserfall, dem Lauchringer Lauffen. Die übrigen natürlichen Aufstiegshindernisse sind zumindest bei günstigen Abflussverhältnissen durchaus überwindbar. Anders die grosse Zahl künstlicher Hindernisse vor allem im Mittel- und Unterlauf der Wutach: Während bereits die zahlreichen Sohlschwellen für Kleinfische unüberwindbare Hindernisse darstellen, sind die grösseren Schwellen, die meisten Wehre aber auch Pegelbauwerke selbst für Forellen unüberwindbare Barrieren.

Die künstliche Zergliederung des Flusslaufes ist umso bedenklicher, als das Gewässersystem der Wutach durch den Lauchringer Lauffen natürlich isoliert ist. Die Fischpopulation ist somit auf einen ungehinderten Genaustausch innerhalb dieses Systems angewiesen. Alljährlich werden darüber hinaus zahlreiche Fische der Schluchtstrecken und kanalisierter Flussabschnitte durch Hochwasser verdriftet, ohne dass ihnen aufgrund der künstlichen Hindernisse eine Rückwanderung möglich wäre.

Sehr negativ machen sich auch neun Ausleitungen zur Wassernutzung bemerkbar, durch die 12 km (20%) des Wutachlaufes zu Restwasserstrecken degradiert werden. Die Restwassermengen sind (sofern sie überhaupt festgelegt sind) aus fischereilicher Sicht allesamt ungenügend, zumal sie deutlich unter den natürlichen Niedrigwasserabflüssen liegen.

Die Fische der Wutach

In der Wutach leben 18 Fischarten, von denen acht fast nur im Mündungsabschnitt vorkommen. 15 weitere Arten sind allenfalls als Einzelexemplare festgestellt worden. Der artenarme Fischbestand der Forellenregion (obere Wutach) scheint weitgehend den natürlichen Gegebenheiten zu entsprechen. Dagegen ist die typische Fischfauna der Äschenregion in der verbauten Wutach nur rudimentär vertreten. Arten wie Äsche, Elritze und Schneider sind nur in geringer Zahl zu finden oder auf massiven Besatz angewiesen.

Trotz fehlender Zuwandermöglichkeiten aus anderen Gewässersystemen, kann sich in der Wutach eine gewässertypische Fischfauna prinzipiell halten.

Arten die auch in Nebengewässern der Wutach vorkommen (Bachforelle, Groppe, Döbel) können einzelne Flussabschnitte nach Katastrophen neu besiedeln. Dagegen besitzen Arten, die im Wutachsystem nur eine begrenzte Verbreitung aufweisen, wie Äsche und Schneider, kaum ein Regenerationspotential und sind daher entsprechend gefährdet.

Die Wutachfischerei

Die Wutachfischerei wird heute vorwiegend durch Freizeitangler betrieben. Das geschätzte Ertragsvermögen bewegt sich zwischen 40 und 100 kg/ha. Die real erzielten Erträge liegen nach der Fangstatistik in den meisten Losen bei 10–20 kg/ha, im Mündungslauf bei 20–30 kg/ha. Der Unterschied zwischen potenziellem und realem Ertrag erklärt sich neben den bei der Schätzung des Ertragsvermögens nicht berücksichtigten Auswirkungen der Hochwässer auch aus der einseitigen Befischung der Forellen und Äschen, während die Bestände der Karpfenfische bisher kaum genutzt werden.

Aus Samuel Pletscher: «Der Kurort Bad Boll», 1879

Nachdem Pletscher eine Fischzuchtanstalt bei Tannegg (Ruine bei Bad Boll) erwähnt hat, schreibt er Folgendes: «Die Wutach beherbergt in der Nähe der Anstalt hauptsächlich Forellen und Äschen, wenig Weissfische und gar keine Hechte. Weiter aufwärts verlieren sich auch die Äschen; von Dietfurt an findet man nur noch Forellen in der Obern Wutach. Dagegen zeigen sich in der Gegend von Achdorf ziemlich viel Weissfische und andere gemeinere Fischsorten.

Zur Laichzeit steigen mitunter auch Lachse die Wutach aufwärts. So wurden kürzlich bei Oberlauchringen Prachtexemplare von Lachsen gefangen. Der seiner Zeit gemachte Fund eines grossen Angels aus Bronze in der Wutach weist darauf hin, dass schon vor alter Zeit, vielleicht von den Römern, der Lachsfang hier betrieben worden ist.»

Den Hauptanteil der in der Wutach gefangenen Fische stellen heute Bachforellen und Regenbogenforellen. Erst im Mündungslauf machen die Äschen etwa ein Drittel des Fanges aus. Dagegen wird der im Unterlauf häufige Alet (Döbel) nur selten gefangen. Die Regenbogenforelle macht immer noch 25 bis 50% der Forellenfänge aus, obwohl die Art spätestens seit Anfang der 90er Jahre nicht mehr durch Besatz gestützt wird. Dies deutet darauf hin, dass sich der Bestand dieser Art, neben Einwanderung und Verdriftung aus Nebengewässern, auch durch natürliches Aufkommen hält.

Bis heute wurden von fischereilicher Seite beträchtliche Anstrengungen unternommen, den Fischbestand der Wutach zu erhalten bzw. wiederaufzubauen. Neben aufwendigen Besatzmassnahmen wurden starke Einschränkungen der Fischerei zur Schonung der Bestände eingeführt. So wurde die Äsche in den letzten Jahren streckenweise vollständig geschont, der Tagesfang auf drei Forellen oder Äschen begrenzt und das Schonmass für die Forelle auf 28 cm heraufgesetzt.

Fischereiliche Hegeziele und Hegemassnahmen

Besatzmassnahmen stellen einen schwerwiegenden Eingriff in die Biologie eines Gewässers dar. Abgesehen von Gefahren wie der Einschleppung von Krankheiten und Parasiten wird durch Besatzmassnahmen das genetische Potenzial einer Art im betreffenden Gebiet verändert. Vor allem das Einbringen von entwickelten Stadien, die nicht mehr der natürlichen Selektion in der empfindlichen Jugendphase unterliegen, können den Bestand einer gewässereigenen Population gefährden. Besonders sorgfältig soll daher die Auswahl des Besatzmaterials und die Festlegung des Besatzzeitpunktes erfolgen. Die Besatzzahlen werden alljährlich auf die aktuelle Gewässersituation abgestimmt.

In der Wutach sind bei den häufigen winterlichen Hochwassern in vielen Gewässerabschnitten Gelege und Brut der Winter-/Frühjahrskieslaicher durch Geschiebetrieb gefährdet und die Jungfische einer starken Verdriftung ausgesetzt. Infolge der zahlreichen Aufstiegsbarrieren können diese Abdriftverluste nicht durch Aufwärtswanderungen kompensiert werden. Daher sind zur Erhaltung des Bestands verschiedener Fischarten in der Wutach unter den heutigen Umständen gezielte Besatzmassnahmen unumgänglich. Für einen Besatz kommen nur Arten in Frage, die bereits natürlicherweise in der Wutach vorkommen, wobei die natürliche Aufstiegsgrenze des Lauchringer Lauffens zu respektieren ist. Da darüber hinaus nur für fischereilich genutzte Fischarten einigermassen verlässliche Beobachtungen der Bestandentwicklung vorliegen, beschränkt sich der Besatz auf diese Arten, d. h. auf Bachforellen und Äschen. Der Besatz soll – unter Berücksichtigung der aktuellen Situation des Gewässers – mit möglichst frühen Entwicklungsstadien erfolgen. Aus Seitengewässern der Wutach liegen bereits positive Erfahrungen mit der Exposition von Forellen- und Äscheneiern im Gewässer vor. Zur Stützung von Kleinfischpopulationen sollen nur gewässerpflegerische Massnahmen angewandt werden, um eine Verfälschung des genetischen Bestandes durch Besatzmaterial zu vermeiden.

Abb. 38: Fliegenfischer an der Wutach bei Stühlingen.

Abb. 39: Der Wutachfischbestand muss durch Besatz gestützt werden.

Hegeziele für einzelne Fischarten der Wutach

Die Bachforelle findet in den meisten Losen genügend Laichplätze. Durch Besatzmassnahmen mit Eiern oder Jugendstadien sollen vor allem Hochwasserverluste ausgeglichen werden. Dabei wird das Ziel verfolgt, wieder eine eigene, den Bedingungen der Wutach angepasste Forellenpopulation aufzubauen. Der Besatz soll daher möglichst ausschliesslich mit wutacheigenem Material erfolgen. Hierzu findet eine spezielle Fischerei zur Gewinnung von Laichfischen statt. Bei zeitweiligem Mangel an Besatzmaterial aus dem Wutacheinzugsgebiet ist zu erwägen, ob ein Besatz auch unterlassen werden kann. Ein Besatz mit Regenbogenforellen, die als Konkurrent der heimischen Bachforelle anzusehen sind, soll unterbleiben.

Der Lebensraum der Äsche ist in der Wutach auf weite Strecken durch Verbauungen stark degradiert. Jungfische finden im Frühjahr kaum die nötigen ruhig überströmten Kiesbänke und Uferbuchten. Die flachen Restwasserstrecken bieten grösseren Äschen, die im Gegensatz zur bodenorientierten Forelle das Freiwasser besiedeln, nur unzureichende Lebensräume. In den deckungsarmen Ausbaustrecken ist die Äsche zudem eine leichte Beute für Kormorane. Da die Äsche in der Regel nicht über Fischpässe aufsteigt, sondern auf geeignete Umgehungsgerinne oder Rampen angewiesen ist, wird sie durch die Zerschneidung ihres Lebensraums durch Wehre besonders eingeschränkt. Gerade bei der Äsche hängt der Besatzerfolg ganz wesentlich von der Herkunft des Besatzmaterials ab. Dieses soll daher ausschliesslich aus dem Einzugsgebiet des Alpen-, Hoch- und Oberrheins bezogen werden. Längerfristig sollte angestrebt werden, Besatzmaterial auch von Populationen zu gewinnen, die im Mündungsabschnitt der Wutach laichen. Beim heutigen Zustand der Wutach ist jedoch kaum mit einem nachhaltigen Erfolg selbst sorgfältigster Besatzmassnahmen zu rechnen. Für den Wiederaufbau eines stabilen Äschenbestandes sind vielmehr weitgehende Verbesserungen der Gewässerstruktur zur Schaffung geeigneter Brütlings- und Jungfischhabitate, die Wiederherstellung der Durchgängigkeit des Gewässers und eine dauerhafte Sicherung angemessener Mindestabflüsse grundlegende Voraussetzung.

Der Alet (Döbel) bildet in den unteren Wutachabschnitten individuenreiche Bestände, die durch geeignete Fangmethoden verstärkt befischt werden sollen, sodass der Befischungsdruck dem auf Salmoniden angeglichen wird.

Von überregionaler Bedeutung sind die Bestände der Barbe im Mündungslauf der Wutach. Sie stellen ein wichtiges Reservoir zur Gewinnung von Besatzmaterial für Gewässer, in denen die Art ausgestorben ist, dar. Die Bestände sind dementsprechend schonend zu befischen.

Besonders geschützt werden sollen potenzielle Laichplätze von Nase, Strömer und Schneider, die in geringer Zahl vom Rhein in die untere Wutach einwandern. Das Schonmass für die Nase soll in der Wutach von 20 cm auf 30 cm erhöht werden. Über Bestände und Biologie dieser Arten, wie auch der Trüsche, des Bachneunauges und des Steinkrebses, ist bisher nur wenig bekannt. Diesen Arten soll in Zukunft mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden, um Beeinträchtigungen ihrer Habitate gezielt vermeiden und andererseits das Angebot geeigneter Lebensräume verbessern zu können. Ähnliches gilt für die Elritze, deren Bestände in den letzten Jahren in der Wutach stark zurückgegangen sind.

Von den Kleinfischarten ist besonders die Groppe noch sehr häufig und auch die Schmerle ist überall zu finden, wogegen der Gründling nur aus den unteren Wutachabschnitten häufiger gemeldet wird. Besondere Massnahmen zum Schutz dieser Arten sind nicht erforderlich. Auch die im Wesentlichen auf den Mündungslauf beschränkten Vorkommen des Brachsen, des Hechtes und des Barschs bedürfen keiner gesonderten Hegemassnahmen.

Gewässerökologische Ziele

Nachdem die Wasserqualität der Wutach sich insgesamt auf einem zufriedenstellenden Niveau stabilisiert hat, auch wenn einzelne überlastete Kläranlagen (Neustadt und Blumberg) diesen Zustand streckenweise noch gefährden, muss in Zukunft die Erhaltung und Wiederbelebung der Gewässermorphologie im Vordergrund der Bemühungen stehen. Hier bestehen noch erhebliche Defizite vor allem in der unteren Wutach. Die wichtigsten Ziele seien im Folgenden aufgelistet:

- ausreichende Mindestabflüsse in Restwasserstrecken
  - Festlegung von Mindestabflüssen unter Berücksichtigung der Bedeutung von benetzter Fläche, Wassertiefe und Strömungsgeschwindigkeit für die Fischfauna
  - technische Sicherstellung und Kontrollierbarkeit festgelegter Mindestabflüsse.
- Wiederherstellung der Durchwanderbarkeit und des Zugangs zu Laichplätzen
  - Erstellen und Optimieren von Fischwegen an sämtlichen Wehren

  - Umgestaltung oder Rückbau zahlreicher Schwellen und ungenutzter Wehre
  - Ermöglichen des Fischwechsels auch in die Zuflüsse und Seitengewässer (sofern keine natürlichen Barrieren bestehen).
- Schaffen von Hochwasser-Refugien
  - Anbindung von Gräben, Kanälen und Seitengewässern
  - Rücknahme der starren Verbauung und Linienführung (Mittel-/Unterlauf)
- Bereitstellung geeigneter Jungfischhabitate
  - Anbindung von Gräben, Kanälen und Seitengewässern
  - Restrukturierung, Schaffung von flachen Stillwasserbereichen (Mittel-/Unterlauf)

Resümee

Ohne erhebliche Anstrengungen zur Beseitigung gewässermorphologischer Defizite vor allem in der mittleren und unteren Wutach wird der Aufbau eines stabilen, für die Gewässerregion typischen Fischbestandes nicht möglich sein. Rein fischereiliche Hegemassnahmen können die Situation der Fischfauna der Wutach nicht nachhaltig verbessern. Aus diesen Gründen ist aus fischereilicher Sicht eine weitgehende Umsetzung der Vorschläge des Gewässerentwicklungsplans für die untere und mittlere Wutach (Kapfer, 1996) dringend erforderlich.

Literatur

Kapfer, A. (1996): Gewässerentwicklungskonzept Untere Wutach. Gewässer 1. Ordnung. Im Auftrag der Gewässerdirektion Waldshut (unveröffentlicht).

Ortlepp, J., Büro HYDRA (1997): Fischereilicher Hegeplan Wutach. Im Auftrag des Regierungspräsidiums Freiburg.

Als Flussbauer an der Wutach

Wolf Pabst

Die «entscheidenden Jahre» meiner Jugend verbrachte ich in einem Dorf auf der Schwäbischen Alb oberhalb des Filstales. Die Hochfläche der Alb fällt gleich am Rande des Dorfes 210 m tief ab. Auf halber Höhe des bewaldeten Steilhanges verläuft auch heute noch ein geheimnisvoller Pfad, «Jägersteig» genannt. Hier war ich zusammen mit meinem älteren Bruder viel unterwegs, besonders wenn das Frühjahr nahte: Donnernd lösten sich Eispartien von den Felsen und stürzten zu Tal, lose Felsbrocken polterten hinterher. Sturzbäche drangen aus Höhlen und Spalten. Im Wald auf den bereits schneefreien Hangflächen blühten Tausende von Märzenbechern. Unzählige kleine Rinnsale liefen über die Talwiesen und brachten Veilchen, Gänseblümchen, Schlüsselblumen und andere Frühlingsboten zum Blühen. Hohltaube und Kuckuck fielen in Schwärmen ein, Meisen und Buchfinken sangen um die Wette, der Pirol war wieder da. So kam bei uns damals der Frühling.

Nach meiner Berufsausbildung in Stuttgart wurde ich zum Bau des Kavernenkraftwerkes Hornbergstufe an den Hochrhein abgeordnet – gleichzeitig wurde ich Flussbauer an der Wutach. Noch heute bin ich dankbar, dass mir damals so interessante Arbeiten anvertraut wurden – ich war gerade 29 Jahre alt. Man schrieb das Jahr 1971.

Erinnern Sie sich noch an die bunten Blumenwiesen, die es damals bei Eggingen und Stühlingen gab, an die Türkenbundlilien im Wäldchen bei der Gipsmühle Untereggingen? Im Wutachtal fand ich meine Albheimat wieder – so fühlte ich mich hier gleich zu Hause.

Es war eine Zeit des Bauens und Gestaltens – Fortschritt war angesagt. Wir hatten den Auftrag, die Wutach bei Grimmelshofen zu bändigen und die alten verfaulten Holzschwellen zwischen Eberfingen und Tiengen durch bleibende Gebilde zu ersetzen. Bauen für die Ewigkeit war die Devise.

Nachdem die Wutach bei Weizen in den Auäckern einen grossen Uferschaden angerichtet hatte, sollten wir auch dort einen dauerhaften Verbau zur «Sicherung der gefährdeten Landesgrenze» entwerfen. Zwei unauffällig gekleidete Staatsrechtler rückten eines Tages an und klärten uns höflich, aber bestimmt über unsere Pflichten gegenüber Staat und Gesellschaft auf. Die Grenzsicherung war damit beschlossene Sache.

Die von uns eingebaute 150 m lange Gabionensicherung (Gabionen = schwere, steingefüllte Drahtkästen) war nach dem ersten grossen Hochwasser wieder weg. Spätestens danach hatten wir die Idee, Grunderwerb zu betreiben und der Wutach ihren Lauf zu lassen. Den eigentlichen Anstoss, ökologisch zu denken und zu handeln, löste bei mir das Buch von Rachel Carson «Der stumme Frühling» aus.

Ich erinnere mich, wie wir, unterstützt durch den unvergessenen Pflanzensoziologen Dr. Hügin, eine naturnahe Vision entwickelten und von Auenwäldchen und Eigendynamik schwärmten. Man stand in einem mickrigen Nadelwäldchen gegenüber der Seldenhalde. Die Insekten waren an diesem Tag besonders aggressiv. Der Abteilungsdirektor war plötzlich sehr verärgert über unsere Naturvisionen, wurde laut; es erging der Befehl, zu schweigen, die staatsrechtlichen Vorgaben zu beachten und die Wutach erneut zu verbauen. Noch einen Hochwasserschaden konnten wir uns nicht erlauben. So verwendeten wir in unserem Eifer riesige Granitblöcke aus dem Albtal, bis uns befreundete Kollegen von der Randenvereinigung darauf aufmerksam machten, dass örtlich Kalkstein vorkomme und im Fluss gerundeter Kies aus dem Feldberggebiet liege. Ein älterer Kollege aus Stuttgart, Herr Fritz Bürkle, schon damals engagierter Verfechter des naturnahen Wasserbaus, erkannte, wie wunderschön Kalkstein verwittert.

Die Wutach im Gewann Auäcker wurde mit Nagelfluhbrocken gesichert. Nagelfluh ist ein Naturmaterial, das an der Wutach sozusagen universell eingesetzt werden kann. Die einzelnen Kiesel und Sandeinlagerungen sind durch Kalk oder Silikat verbacken und wittern im Jahr teilweise bis zu 5 cm ab. Nagelfluh ist häufig geschichtet. Die einzelnen Schichten verwittern unterschiedlich schnell. Die Oberfläche der Nagelfluhbrocken ist so rau, dass sie gut durch Moos, teilweise auch durch Weiden besiedelt wird. In den folgenden Jahren entstanden eine Reihe von Ideen (siehe Literaturbeispiele).

Prinzip «einheitliche Geologie»
Zum Bauen wird nur das Material verwendet, das örtlich vorkommt.

Prinzip Bauen mit «verwitterungsaktivem Material»
Die Ufersicherung muss nur so lange halten, bis die Bepflanzung so stabil ist, dass sie den Uferschutz gewährleistet. Verwitterungsaktive Steine sind z. B. Kalkstein und Nagelfluh.

Abb. 40 und 41: Sicherungsmassnahmen im Winter 1977/78 am unterspülten Ufer bei Weizen. Die Eingriffe sind heute kaum mehr sichtbar.

Prinzip «Naturrekultivierung»
Es genügt, das Baufeld vorzubereiten. Die Besiedlung kann man der Natur überlassen. Die Natur wird dafür sorgen, dass sich die richtigen Arten einstellen. Der Bewuchs kommt um so schneller, je mehr Furchen und Riefen zur Aufnahme der Samen mit den Baggerzähnen in die Fläche eingekratzt werden. Grössere Steinbrocken halten Feuchtigkeit und Wärme. Das Aufbringen von Humus ist in der Regel nicht erforderlich.

Prinzip «Bauen mit drei Kornfraktionen»
Um die Sohle eines Wildflusses zu sichern, braucht man keine Schwellen. Man verwende als Stütze einen Raster von grossen Blöcken, auf das sich Geröll und Feinsedimente abstützen können – die Natur arbeitet nach dem gleichen Bauplan.

Prinzip «Vorbild Geröllhalde»
In einer Geröllhalde springen die grössten Steine am weitesten nach unten. Daher ist ein Ufer so zu sichern, dass die grossen Steine unten liegen und die Steingrösse von unten nach oben abnimmt.

Prinzip «Wildbachsicherung auf der Basis von Naturbeobachtungen»
Es entstanden drei Bauweisen, die in der Literatur beschrieben und durch Modelle dokumentiert sind:

1) Rähnenbauweise
Eine Rähne ist ein vom Fluss aus grobem Geröll aufgeworfener Uferwall, der von der eigentlichen Böschung durch den so genannten Rähnengraben getrennt ist. Im Rähnengraben kommt oft feiner Sand vor. Auf der Rähne gedeiht die Pestwurz als Pionierpflanze. An der Wutach findet man teilweise noch sehr schön ausgebildete Flussrähnen, z. B. im Naturschutzgebiet Auäcker. Auf diese Naturerscheinung machte mich 1982 Prof. Reichelt vom Naturschutzbund Baden-Württemberg aufmerksam.

2) Blockbauweise
Die naturgemässe Blockbauweise ist eine weitere Art der Wildbachsicherung. Sie wurde z. B. im Gebiet Auäcker mit Nagelfluhblöcken hergestellt.

3) Felsbankbauweise
Zur Sicherung hoch beanspruchter Ufer verwendet man die naturgemässe Felsbankbauweise.

Prinzip «Übergangsbereich»
In der Natur gibt es keine Ufersicherung, die in einer durchgehenden Linie aufhört. Ein Uferverbau muss, so die Forderung, fingerartig mit der Böschung verzahnt werden. Zwischen Verbau und natürlicher Böschung muss ein Übergangsbereich aus Steinschutt angeordnet werden. Dieser Schutt besteht aus gebrochenen Steinen unterschiedlichster Grösse und enthält Sand, Humus und sonstige Feinteile, sodass sich Pflanzen und wärmeliebende Tiere dort ansiedeln können.

Wir dachten auch darüber nach, was wir den vielen kleinen Lebewesen, die im Kies leben, antun, wenn wir mit unseren grossen Baggern im Fluss herum fahren. In einem Kubikmeter Kies leben etwa 7 000 bis 10 000 Kleinlebewesen wie Bachflohkrebse, Köcherfliegen, Steinfliegen, die durch den schweren Bagger zerquetscht werden (niemand weiss, ob er, wenn es dumm geht, im nächsten Leben als Flohkrebs auf die Welt kommt...).

Man diskutierte über Trockenrasengesellschaften auf den Dämmen, über die Gelege der Enten in den Vorländern und die richtigen Mähtermine, über Gehölzpflanzung, Gehölzpflege und über das leidige Pappelproblem. Im Laufe der Jahre mussten wir uns die widersprüchlichsten Meinungen anhören; so bildete sich nach und nach eine fundierte eigene Meinung heraus. In den ganzen Jahren waren wir viel an der Wutach unterwegs, um zu beobachten und zu lernen.

Eines der Hauptprobleme an der Wutach ist der Grunderwerb. Man könnte viele Visionen verwirklichen, wie z. B. die völlige Renaturierung und Rücknahme der Hochwasserdämme in der Wutachmündung, wenn das erforderliche Gelände zu haben wäre.

Beim Neubau der B 314 zwischen Eggingen und Stühlingen-Eberfingen wurde die Wutach auf 450 m Länge verlegt. Hier ist es gelungen, den Fluss bis zu einer Breite von 33 m aufzuweiten. Inseln und Nebenarme wurden gestaltet. Die Wutach kann hier ihre volle Fliessdynamik entwickeln. Der frühere Bürgermeister von Eberfingen, Herr Gantert, sagte mir später, er hätte es niemals für möglich gehalten, dass eine Baumassnahme so viel Land verschlingen würde. Er machte den Vorwurf, dass gutes Ackerland, das in vielen Generationen kultiviert worden sei, leichtfertig geopfert worden sei. Er habe in Russland «Brennnesseln gefressen» und wisse, was Hunger bedeute – «wir würden eines Tages den verloren gegangenen Äckern nachheulen». Irgendwo hat er Recht. Auch die privaten Naturschutzvereinigungen monierten den grossen Landverbrauch durch die Strassenbaumassnahme. Ich mache

mir seither oft Gedanken über die Landverschwendung, die speziell auch im Wutachtal ganz enorm ist. Selbst in überschwemmungsgefährdeten Bereichen wird immer noch gebaut.

Zwei Probleme im Wutachtal möchte ich nur beim Namen nennen, ohne sie weiter zu vertiefen:

Das eine Problem ist die fehlende Durchgängigkeit an Wehren; hier wird mit viel Aufwand versucht, nach und nach so genannte Umleitungsgerinne zu bauen, sodass Fische und andere Lebewesen die Wehrhindernisse passieren können.

Das zweite kaum lösbare Problem sind die Ausleitungen in Wasserkraftanlagen und die zu gering bemessenen Dotierwassermengen, die zum Teil noch aus Zeiten stammen, wo es keine elektrische Energie gab. Der Wassermangel wird dadurch verschärft, dass ein Teil des Wassers noch in den Grobkiesen der Wutach versickert – so bei Eggingen und bei Wutöschingen. Die Nutzungen beruhen oft auf alten, unbefristeten Rechten. Man wird Schritt für Schritt und einvernehmlich mit den Wasserkraftnutzern versuchen, zu guten Regelungen zu kommen.

Ich habe im Plauderton über die Wutach gesprochen; das Wutachtal besteht aber nicht alleine aus dem grossen Fluss: von Stühlingen bis Wutöschingen zieht sich auf der rechten Talseite der klüftige Muschelkalk entlang. Ein dort vorhandener Quellhorizont speist eine Reihe kleiner Bäche und Quellaustritte. Was wurde nicht alles beim Ausbau der B 314 zum Autobahnzubringer und bei der nachfolgenden Flurbereinigung kaputt gemacht! Bei Eggingen gab es einen quer durch die Talwiesen verlaufenden, ständig Wasser führenden, wunderschönen kleinen Bach mit den unterschiedlichsten Wasserpflanzen wie Seggen, Simsen, Binsen, Mädesüss... und den zugehörigen Kleinfischen, Wassertieren, Libellen, Käfern und Schmetterlingen... Die Wasserwirtschaftsverwaltung setzte sich erfolglos für den Bestand dieses Grabens ein. Eine ältere Frau beklagte später weinend am Erörterungstermin, dass sie an diesem Bächlein als Kind gespielt habe und dass nun sinnlos ein Stück Heimat beseitigt werde. Ihre Argumente kamen zu spät und wurden dem Fortschritt geopfert, grosse Ackerflächen mussten her – nieder mit den sauren Hahnenfusswiesen! Das mit grossem Aufwand gebaute Ersatzbiotop kann in Wirklichkeit den angerichteten Schaden nicht gutmachen. Im ganzen Wutachtal gilt heute freie Fahrt für freie Bürger. Die Blumenwiesen sind verschwunden, kleine Bäche gibt es kaum mehr. (Auf

den Schlüsselblumenwiesen am Fusse der Schwäbischen Alb, von denen ich eingangs erzählte, befindet sich heute eine grosse Mülldeponie.) So darf man schon fragen, wo die Grenzen des Fortschrittes sind.

Vor kurzem besuchte ich Ägypten: an den Ufern des Nils werden zur Zeit in grossem Umfange die Schilfgürtel niedergebrannt und die Böschungen bis hinauf zur Oberkante mit Granit gepflastert. Die obere Kante ist schnurgerade und Treppen aus Granit führen hinab zum Fluss. Die Diskrepanz zwischen den Lehmhütten der Fellachen und dem staatlichen Granitverbau ist umwerfend. Ich wandte mich über meinen Abgeordneten an unsere Bundesregierung. Man erläuterte mir, dies sei eine wichtige landeskulturelle Massnahme zur Förderung der Agrarstruktur und zur Arbeitsbeschaffung. Die starke Seitenerosion des Nils und der ständige Landverlust würden diese massive Bauweise erfordern. Buhnen seien den Angriffen des Flusses nicht gewachsen. Die Massnahme werde von der Technischen Hochschule in «Soundso» wissenschaftlich betreut.

Manchmal frage ich mich als Flussbauer, ob wir nicht doch lieber Pyramiden bauen sollten. Ich hoffe, ich konnte Ihnen einige Denkanstösse geben.

Literatur

Carson, Rachel (1971): Der stumme Frühling. DTV München.

Pabst, Wolf (1978): Flussbau ist mehr als die Kanalisation eines Gewässers. Die Wasserwirtschaft: Seite 40.

Pabst, Wolf (1989): Erprobung neuer Wildbachbauweisen. SIA Schweizer Ingenieur und Architekt: Seite 984.

Land Baden-Württemberg (1993): Ufer- und Böschungssicherungen. Handbuch Wasserbau 5.

Abb. 42: Die überschwemmte Wutachmündung am 13. Mai 1999.

Untere Wutach: Raumplanerischer Ansatz zur Gewässerentwicklung

Wolf Pabst

In ihrem Unterlauf ist die Wutach vollständig ausgebaut und kanalisiert. Lange Geraden, die mit Kreisbögen in die nächste Gerade übergeleitet werden, bilden die Linienführung. Auf der gesamten etwa 15 km langen Strecke verläuft der Fluss zwischen Hochwasserschutzdämmen. Der Querschnitt zeigt ein etwa 18 m breites Mittelwasserbett mit gepflasterter Vorlandschräge und beidseitig vorhandenen 2 bis 3 m breiten Vorländern. Es wird behauptet, die Pläne für die grossen Wutachverbauungen seien noch durch Thulla (1770–1828, von 1804–1828 Oberingenieur der Grossherzoglich-Badischen «Ober-, Wasser- und Strassenbaudirektion») selbst initiiert worden. Wann die Schutzbauten tatsächlich hergestellt wurden, konnte nicht genau ermittelt werden, es muss aber vor 1923 gewesen sein. In älteren Chroniken kann man lesen, dass die Wutach bei Hochwasser regelmässig das Tal in seiner ganzen Breite überschwemmte. Es gibt in Stühlingen in einem Café ein Ölbild von den «erschröcklichen Hochwasserfluthen», das noch eindrücklich zeigt, welche Gefahr der Fluss für die Gegend bedeutete. Die einzelnen Häuser lagen auf flachen Erhebungen, so z. B. die ehemalige kaiserliche Poststation, der Adler in Lauchringen. Die Keller hatten Wasser und die Wege waren unpassierbar. Um 1860 wurde Süddeutschland von zwei grossen Hungersnöten heimgesucht, die als Folge der verbesserten hygienischen Verhältnisse und des dadurch verursachten starken Bevölkerungswachstums zu sehen sind. Die Dammbauten an der Wutach waren damals ein grosser Segen: sie machten aus überschwemmungsgefährdeten, von zahlreichen Entwässerungsgräben durchzogenen Talwiesen Ackerland, gleichzeitig waren die Flussbauarbeiten eine wichtige Arbeitsbeschaffungsmassnahme. Leider dehnten sich insbesondere nach 1945 die Siedlungen in die ehemaligen Überschwemmungsgebiete aus. Nahezu im gesamten unteren Wutachtal liegt die Bebauung direkt hinter den Hochwasserdämmen. Lediglich im Stadtteil Tiengen der Stadt Waldshut-Tiengen blieb das linke Wutachufer bisher unbebaut. Ähnlich wie auf Abbildung 42 muss früher die Situation bei Hochwasser auch am Mittellauf der Wutach gewesen sein.

Die Erfahrung zeigt, dass die Anwohner keinerlei Bezug zum Gewässer haben, denn sie sind ja durch die Dämme vom Fluss abgeschnitten. Auch die Hochwassergefahr wird nicht mehr wahrgenommen. Unglücklicher-

weise verläuft die Grenze zwischen privatem Eigentum und landeseigenen Flächen häufig mitten auf dem Damm. Immer wieder ist festzustellen, dass die Eigentümer den Hochwasserschutzdamm bepflanzen, Treppen und Gartenhüttchen in den Damm eingraben und auf sonstige Weise das Schutzbauwerk in seiner Standsicherheit gefährden.

Die seit kurzem begonnene Rückbesinnung auf das Gewässer als «Naturraum für die Stadt» versucht «Fehler» der vergangenen 120 Jahre rückgängig zu machen. Die Revitalisierung der Gewässer wurde erst möglich, seit die Städte eine geregelte Abwasserentsorgung und Abwasserreinigung besitzen und die Wasserqualität sich deutlich verbessert hat. Gestaltete Gewässer haben eine hohe Bedeutung für Klima und Lebensqualität der Städte. Gesunde Gewässer kommen einerseits den Bewohnern der Stadt, andererseits auch der Natur zugute.

Das Wassergesetz für Baden-Württemberg fordert in § 68a die Träger der Unterhaltslast, also die Kommunen bei Gewässern II. Ordnung und die Gewässerdirektionen für die Landesgewässer (Gewässer I. Ordnung) auf, die naturnahe Entwicklung der Gewässer als vorrangige Aufgabe voranzubringen. Die ersten Gewässerentwicklungskonzepte wurden für Gewässer in der freien Landschaft erstellt. Sie waren noch sehr stark auf die rein ökologische Begutachtung der Gewässer ausgerichtet. Die Leitbilder für das künftige Aussehen der betreffenden Gewässer orientierten sich zu wenig an realistischen, machbaren Zielen. Falls überhaupt konkrete Entwicklungsziele genannt wurden, blieben diese daher oft Visionen.

In der Stadt Schopfheim, Landkreis Lörrach, kartierte die Gewässerdirektion erstmals auch die flussnahen Nutzungen und erstellte mit Unterstützung eines Büros für Landschaftspflege ein so genanntes «erweitertes Gewässerentwicklungskonzept», das in den Landschaftsplan des Verwaltungsverbandes Schopfheim übernommen wird. Die Aussagen des Konzeptes lauten; Wohnquartiere, Schrebergärten, Sportplätze und Uferwege, aber auch Gewerbegebiete, Altstadtzentren und angrenzende Naherholungsgebiete haben eine enge Beziehung zum Gewässer, die es aufzunehmen gilt. Es wäre verkehrt, unschöne, aber doch gewachsene Strukturen einem idealisierten Leitbild zu opfern. Vielmehr müssen die vorhandenen baulichen und sozialen Strukturen sorgfältig kartiert und bewertet werden mit dem Ziel, das den Anwohnern liebgewordene Umfeld zu erhalten und gleichzeitig Verbesserungen vorzunehmen.

Dieser Ansatz ist aus der Stadtsanierung und Dorfentwicklung längst bekannt. In der Gewässerentwicklung sind solche Gedankengänge bisher allerdings noch Neuland. Beschränkte man sich bisher auf den Fluss selbst, die Hochwasserschutzbauwerke und Gehölzstreifen entlang des Gewässers, so betrachtet man nun die gesamte Tallandschaft. Die Frage lautet heute: welche Flächen, welche Siedlungsbereiche haben einen Bezug zum Fluss?

Zur Zeit werden von der Gewässerdirektion für die grösseren Flüsse so genannte erweiterte Gewässerentwicklungskonzepte erstellt. Wegen des grossen Landverlustes, aber auch wegen des Eingriffes in Hochwasserschutzbauten, Überschwemmungs- und Wasserschutzgebiete, Schrebergärten und sonstige gewachsene Strukturen muss man Visionen, die von 100 m breiten Flussbetten und freier Wildflussdynamik träumen, eine Absage erteilen: wir leben in einer Kulturlandschaft, zu der auch die Landwirtschaft und der Mensch, Naherholung und Freizeitgestaltung gehören – es gilt, die unterschiedlichsten Nutzungsanforderungen zu berücksichtigen.

Welche Zukunftsperspektiven ergeben sich daraus für die im unteren Wutachbereich gelegene Stadt Waldshut-Tiengen?
Die Stadt Waldshut-Tiengen erlebte in den letzten 10 Jahren eine stürmische bauliche Entwicklung. Das zwischen den Stadtteilen Waldshut und Tiengen gelegene freie Feld wurde weitgehend überbaut. Das Industrie- und Gewerbegebiet Kaitle füllte sich in atemberaubendem Tempo mit Fertigungsbetrieben, Märkten, Werkhöfen und Domizilen der Rettungsdienste. Seit dem Niedergang des Grossbetriebes Lonza wird über die künftige Flächennutzung dieser riesigen Industriebrache und der umliegenden Ländereien intensiv diskutiert.

In unmittelbarer Nähe zur Lonza liegt die Wutachmündung – ein Gebiet, das landwirtschaftlich intensiv genutzt wird, letzter Rest einer ehemals grossartigen Flusslandschaft. Hier treffen auf engem Raum die Flüsse Rhein, Aare, Wutach und Schlücht zusammen (Aare und Rhein entwässern an dieser Stelle grosse Teile der Innerschweiz). Oberhalb der Wutachmündung liegt im Rhein der so genannte Ettikoner Lauffen, eine der letzten unverbauten Stromschnellen Süddeutschlands. Ziel einer Gewässerentwicklung für dieses Gebiet muss es vorrangig sein, eine Beeinträchtigung der Flussniederung durch Siedlung, Strassen, Parkplätze, Leitungen oder Hafenanlagen zu verhindern. Langfristig muss sich auch die Landwirtschaft in diesem Gebiet ökologische Vorgaben gefallen lassen. Das Mündungs-

gebiet ist in weiten Teilen Überschwemmungsgebiet, obwohl entlang der Wutach noch ältere Hochwasserdämme vorhanden sind. Das Mindeste wäre, dass die dort heute noch als Äcker genutzten Flächen in Wiesen rückverwandelt und die Hochwasserdämme abgetragen würden. Wiesen sind für durchziehende Vogelschwärme eine wichtige Weidefläche. Im Endzustand könnte man sich Feuchtwiesen neben zusammenhängenden Schilfgebieten und künstlich angelegten Kanälen (Prielen) vorstellen. Die Priele dienen einerseits als Landefläche für Wasservögel, andererseits sollen sie kleine Raubtiere wie Marder, Iltis, Wiesel usw. von den Brutplätzen abhalten. Die B 34 wird man mit einer durchgängigen Hecke abschirmen.

Zum Schutz der Unterstadt von Tiengen und des dortigen Schul- und Sportzentrums wurde die Wutach um 1923 mit einem Schutzdamm versehen. Dieser Damm wurde nach dem verheerenden Hochwasser vom 14./16. Februar 1990 abschnittsweise erhöht und verstärkt. Er erfüllt seit dem Herbst 1998 seine vorgesehene Hochwasserschutzfunktion. Der gesplittete Dammweg war und ist ein beliebter Spazierweg. Zwei Fussgängerbrücken führen aus der Stadt aufs andere Ufer der Wutach und in den nahen Bürgerwald, unter dem sich der 1997 fertiggestellte Tunnel der Autobahn A 98 befindet. Man trifft hier die besondere Situation, dass Wutach und Hochwasserdamm die Stadt umfassen wie eine mittelalterliche Stadtmauer. Auf der Gegenseite des Flusses liegt freies, unverbautes Ackerfeld.

Die Gewässerdirektion sieht ihre Aufgabe darin, der Stadt die Bedeutung dieser Freifläche für Gewässerentwicklung, Kleinklima der Stadt und Naherholung zu vermitteln. Gute Gespräche mit den Verantwortlichen der Stadt sind im Gange. Man denkt schon über die Intensivierung der Wegebeziehungen zwischen Altstadtkern und Fluss nach – erkannt wurde auch, dass einerseits die B 34, vor allem aber ein parallel zur Wutach verlaufender Kraftwerkskanal die Altstadt von Fluss und Naherholungsgebiet trennen. Neue Wegebeziehungen sind zu schaffen. Die Freifläche vor der Stadt, bisher landwirtschaftlich genutzt, ist landschaftlich noch wenig attraktiv. Hochstämme und Hecken sowie ein attraktives Wegenetz fehlen. Querverbindungen in Richtung Lauchringen, Küssaberg und Wutachmündung sind vorhanden, müssen jedoch verbessert und gestaltet werden.

Überlegungen, die massiven Befestigungen der Wutach auf dem linken Ufer zurückzubauen, stehen noch ganz am Anfang. Eine Bebauung des linken Wutachufers, also der erwähnten Freifläche, ist nicht erwünscht; allenfalls kann man sich pavillonartige untergeordnete kleine Gebäude, z. B.

Abb. 43: Zahlreiche Schwellen brechen die Flussdynamik am Mittellauf.

Abb. 44: Wasservögel im Mündungsgebiet. Hinter den Bäumen fliesst der Rhein.

eine kleine Gartenwirtschaft oder einen Konzertpavillon, vorstellen. Auch ein Häuschen am Rande eines Kinderspielplatzes wäre denkbar.

Der Stadt Waldshut-Tiengen wurde vorgeschlagen, im Rahmen eines Planungswettbewerbes die Aufgabe «Naherholung für den Stadtteil Tiengen» anzugehen. Das Thema «Gewässer und Stadt» wird eine der wichtigen Aufgaben in den kommenden Jahren sein, ein reizvoller Auftrag, für den es sich lohnt, Ideen zu haben und sich einzusetzen.

Aufgabe der Gewässerdirektion wird es im Rahmen einer solchen Planung sein, behutsam zu steuern: Planer neigen erfahrungsgemäss gerne dazu, solange die Sonne scheint, wichtige Grundsätze des Hochwasserschutzes zu ignorieren. Da möchte man dann Dämme beseitigen, Schwellen sprengen, Reit- und Spazierwege auf den Vorländern anlegen und Biotope für Biber und Nachtigall schaffen (siehe Literatur) – gleichzeitig geht die Bautätigkeit hinter den Dämmen mit erschreckendem Tempo weiter.

Der kleine Mitarbeiterstab der Gewässerdirektion kann aus Kapazitätsgründen keine eigenen Planungen vornehmen. Die Gewässerdirektion kennt aber die Grundwasserverhältnisse, die Freizeitgewohnheiten und auch die Wünsche der Angelsportvereine, der Landwirtschaft und der Kleingärtner. Sie sieht es als ihre Aufgabe an, gemeinsam mit den Kommunen und in guter Zusammenarbeit mit anderen Behörden Planungen so zu steuern, dass für die Entwicklung der Tallandschaft das Beste herauskommt.

Durch das grosse Rheinhochwasser vom 12./13. Mai 1999 hat leider die ursprünglich vorhandene Aufbruchstimmung für eine umfassende Gewässerentwicklung in der Stadt Waldshut-Tiengen einen kleinen Dämpfer erhalten. Zur Zeit interessieren die Stadt vorrangig Hochwasserschutzstrategien. Lassen wir uns nicht entmutigen: neue Argumente, als da sind überschwemmte Äcker und Kleingartengebiete, geflutete Keller, Campingplätze und Sportanlagen sowie aufsteigendes Grundwasser in Siedlungsgebieten sollten uns nicht daran hindern, die Gewässerentwicklung an der Wutach zügig voranzubringen.

Literatur

Erlass des Regierungspräsidiums (1999): Kostengünstige punktuelle Renaturierung – siehe auch Artikel in der Zeitschrift Wasser und Boden, Jan./Febr. 1999, Seiten 52 und 53.

Jugenderinnerungen eines Wanderers in der Wutachschlucht

Max Baumann

Milde Tage im Winter 1954. Von unserer kleinen Gruppe wanderte nur mein Bruder zum ersten Mal in der Schlucht. Von Schaffhausen über den Randen und durch die Flühen kommend, hatten wir in der «Scheffellinde» in Achdorf den Abend und die Nacht verbracht. Der Wirt hatte uns sein schreckliches Jugenderlebnis von einer Fahrt mit der Höllentalbahn nach Freiburg erzählt. Das kalte Grausen packte ihn wieder, als er schilderte, wie der Zug plötzlich immer schneller durch die Kurven raste, wie die Passagiere in Panik gerieten und wie er die unvermeidliche Entgleisung dank glücklicher Fügung fast unverletzt überlebte. Die dramatische Geschichte beschäftigte uns noch in der Schlucht. Sie sollte nicht die einzige bleiben.

Vom Gauchachsteg tropften die Eiszapfen und auch der Weg führte manchmal über eisige Felspartien. Wir kamen zur Gedenktafel mit der rührenden Inschrift: «Im Leben war er recht. Er stand in Bachheim als Knecht. Ist von hier oben abgestürzt. Und hat so sein Leben sich verkürzt. Der Lorenz Venus von Unadingen. An Allerheiligen 1907.» Wir ahnten, dass das «sich verkürzt» einen tieferen Sinn haben musste. Weil in den Dörfern das Gerücht umging, beim Sturz über die Felsen habe jemand nachgeholfen, wurde damals nämlich eine langwierige gerichtliche Untersuchung geführt, bis der Beweis erbracht war, dass das Unglück auf dem Heimweg vom Wirtshaus, wo der einsame Lorenz tief ins Glas geschaut hatte, passiert war. Mein Bruder war fasziniert.

Als wir uns in der Dämmerung Bad Boll näherten, fragte einer der Kollegen wie beiläufig: «Ob sie wohl dort sitzen?» Mein Bruder wurde sofort hellhörig und wollte wissen, von wem denn die Rede sei. Da erzählten wir ihm eine haarsträubende Geschichte von versteinerten Zechern im ehemaligen Badhotel. Es handle sich um die früheren Ritter und Knechte der nahen Burg Neu-Tannegg, die hier ihr letztes Dasein fristeten. Ihre Arme mit den hochgestemmten Humpen und auch ihre Bärte seien mit den Tischen verwachsen, versteinert eben. Immer in der Silvesternacht aber… und so weiter und so fort.

Mondlicht streifte die Ruinen, in der Ferne bellte ein Hund. «Leider» befanden sich die Fenster am alten Badhof so hoch oben, dass man nicht ins Innere blicken konnte. Mein Bruder aber hatte die Spukgeschichte längst durchschaut. Da er jedoch Josef Victor Scheffel gelesen und so schon manches Wunderliche aus dieser Gegend vernommen hatte, wären ihm auch ein Paar versteinerte Zecher nicht sonderlich deplatziert vorgekommen.

Man sagt, die frühen Erlebnisse prägten das ganze Leben. Für uns jedenfalls hat die Wutachschlucht ihren romantischen Zauber bis heute nicht verloren.

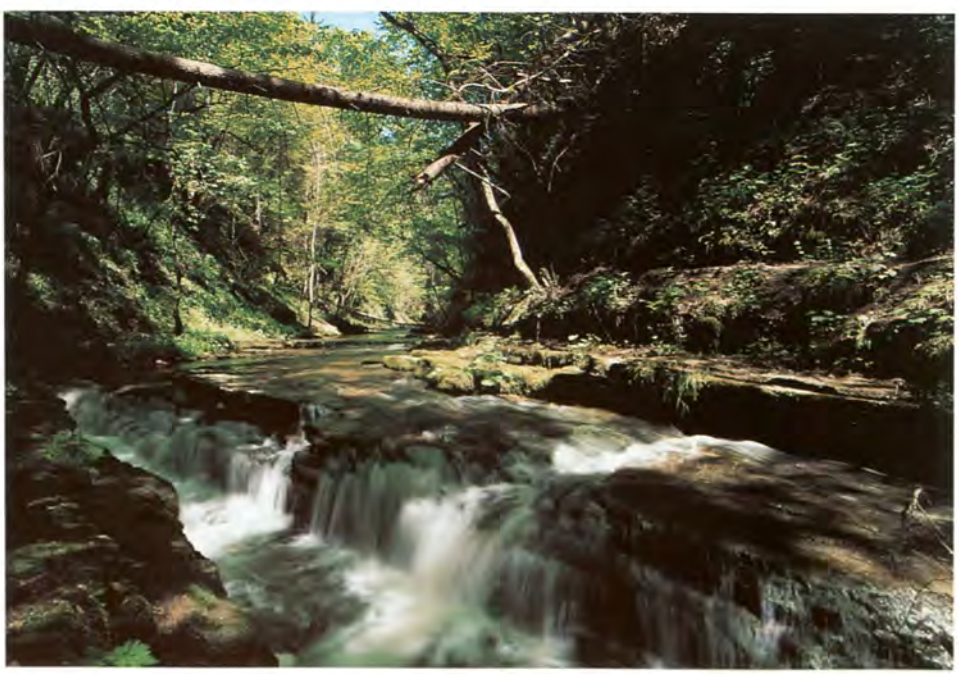

Abb. 45: Romantischer Zauber durchweht auch die Gauchachschlucht.

Bisher erschienene Neujahrsblätter

Nr. 1/1949: Schaffhauser Volkstierkunde: Haustiere*

Nr. 2/1950: Schaffhauser Volkstierkunde: Tiere im Feld, Wald und Wasser*

Nr. 3/1951: Über Quellen, Grundwasserläufe und Wasserversorgungen im Kanton Schaffhausen*

Nr. 4/1952: Die Unternehmungen von Johann Conrad Fischer

Nr. 5/1953: Schaffhauser Volksbotanik: Die wildwachsenden Pflanzen*

Nr. 6/1954: Schaffhauser Volksbotanik: Die Kulturpflanzen, 1. Teil*

Nr. 7/1955: Schaffhauser Volksbotanik: Die Kulturpflanzen, 2. Teil*

Nr. 8/1956: Schaffhauser Heimat: Aus dem Klettgau*

Nr. 9/1957: Wir betrachten den Sternenhimmel*

Nr. 10/1958: Schaffhauser Heimat: Vom Reiat*

Nr. 11/1959: Das Schaffhauser Bauernjahr, 1. Teil*

Nr. 12/1960: Der Rheinfall durch die Jahrhunderte in Wort und Bild*

Nr. 13/1961: Von den naturwissenschaftlichen Werken der Eisen-Bibliothek*

Nr. 14/1962: Einführung in die Erdgeschichte unserer Heimat*

Nr. 15/1963: Schaffhauser Heimat: Rüdlingen*

Nr. 16/1964: Das Schaffhauser Bauernjahr, 2. Teil*

Nr. 17/1965: Schaffhauser Heimat: Beringen

Nr. 18/1966: Der Bauerngarten*

Nr. 19/1967: Insekten

Nr. 20/1968: Schaffhauser Heimat: Neunkirch*

Nr. 21/1969: Die Maschinenanlagen der abgewrackten Schaufelraddampfer der Schaffhauser Rheinflottille – die ersten Dampfschiffe auf Untersee und Rhein*

Nr. 22/1970: Schaffhauser Heimat: Ramsen

Nr. 23/1971: Vom Schaffhauser Rebbau

Nr. 24/1972: Schaffhauser Wasser in Gefahr?

Nr. 25/1973: Orchideen des Randens*

In schwarzem Einband, (teilweise) farbig bebildert, sind erschienen:

Nr. 26/1974: Mineralien im Kanton Schaffhausen
Nr. 27/1975: Spinnen unserer Heimat
Nr. 28/1976: Astronomie heute und morgen
Nr. 29/1977: Amphibien unserer Heimat*
Nr. 30/1978: Reptilien der Schweiz, 2. Auflage
Nr. 31/1979: Der Randen. Landschaft und besondere Flora, 2. Auflage
Nr. 32/1980: Sammlung des Geologen Ferdinand Schalch
Nr. 33/1981: Von Mäusen, Spitzmäusen und Maulwürfen
Nr. 34/1982: Das Eschheimertal und sein Weiher
Nr. 35/1983: Libellen
Nr. 36/1984: Der Randen. Werden und Wandel einer Berglandschaft
Nr. 37/1985: Fledermäuse im Kanton Schaffhausen
Nr. 38/1986: Bohnerzbergbau im Südranden
Nr. 39/1987: Der Rheinfall (nur noch «Kioskausgabe»)
Nr. 40/1988: Museum Stemmler
Nr. 41/1989: Die Libellen der Kantone Zürich und Schaffhausen
Nr. 42/1990: Die Durach
Nr. 43/1991: Wildbienen im Schaffhauser Randen
Nr. 44/1992: Obstgärten der Region Schaffhausen
Nr. 45/1993: Tagfalter im Schaffhauser Randen
Nr. 46/1994: Hirschholder, Tintebeeri und Schlebüchseholz
Nr. 47/1995: Naturkundliche Abteilung im Museum zu Allerheiligen
Nr. 48/1996: Fische und Fischerei im Kanton Schaffhausen
Nr. 49/1997: Amphibien und Reptilien der Region Schaffhausen
Nr. 50/1998: 50 Jahre Landschaftswandel und Naturschutz in der Region Schaffhausen
Nr. 51/1999: Naturgemässe Waldwirtschaft

* nicht mehr lieferbar, Stand Herbst 1999

Bezug der Neujahrsblätter über die NGSH,
Archiv, Grünaustieg 31, 8200 Schaffhausen